



# Leseprobe

Elizabeth George  
**Undank ist der Väter Lohn**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 736

Erscheinungstermin: 18. Mai 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

### *Buch*

Am umjubelten Premierenabend seines neuen Musicals »Hamlet« nimmt sich der erfolgreiche Komponist und Produzent David King-Ryder scheinbar grundlos das Leben. Und in einem Moor in Derbyshire macht eine Spaziergängerin einen grausigen Fund: Ein Mann liegt, von Brandwunden entstellt und mit etlichen Stichverletzungen, an einer verwüsteten Campingstelle. Nicht weit davon entfernt finden die örtliche Polizei und Thomas Lynley von Scotland Yard die Leiche von Nicola Maiden. Zwischen diesen drei Menschen lässt sich keine nachweisbare Verbindung herstellen. Eine harte Nuss für Inspector Lynley und Sergeant Havers – zumal die Zusammenarbeit der beiden an einem seidenen Faden hängt. Havers, die wegen einer Befehlsmissachtung vorübergehend suspendiert und später degradiert wurde, zweifelt an der Loyalität Lynleys und stürzt in eine schwere berufliche und menschliche Krise. Lynley hingegen bedrückt die Tatsache, dass es sich bei der Ermordeten im Moor um die Tochter eines ehemaligen Polizeikollegen handelt. Lynley und Havers gehen verschiedenen Spuren nach, können aber nicht umhin festzustellen, dass all ihre Theorien gravierende Lücken aufweisen. Letztendlich sind es die unkonventionellen Methoden von Barbara Havers, die einen Mörder ans Tageslicht befördern – und mehr als einen Schuldigen ...

Weitere Informationen zu Elizabeth George  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Elizabeth George

---

Undank ist  
der Väter Lohn

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch von  
Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

*In liebevoller Erinnerung an meinen Vater  
Robert Edwin George*

*Und in Dankbarkeit für  
das Rollschuhlaufen auf der Todd Street  
Ausflüge nach Disneyland  
Big Basin  
Yosemite  
Big Sur  
Luftmatratzenritte auf dem Big Chico Creek  
das Shakespeare-Ratespiel  
den Raben und den Fuchs  
und vor allem dafür  
dass er in mir die Leidenschaft  
für unsere Sprache geweckt hat*

Dass sie empfinde, wie es  
schärfer nage  
Als Schlängenzahn, ein  
undankbares Kind  
zu haben.

*König Lear*

JUNI

---

IM WEST END

## Prolog

Das Einzige, was er spürte, war eine unbeschreibliche innere Leere. Schwermut und Verzweiflung überwältigten ihn, obwohl – dessen war sich David King-Ryder bewusst – seine Gefühle in völligem Widerspruch zum Augenblick standen.

Unten, auf der Bühne des Agincourt Theatre, hob Horatio ein letztes Mal die Stimme, während Fortinbras seinen Gesang dagegenhielt. Drei der vier Toten wurden von der Bühne getragen, während Hamlet, in Horatios Armen liegend, zurückblieb. Die Mitglieder des Ensembles – dreißig an der Zahl – bewegten sich zur Bühnenmitte, norwegische Soldaten von links, dänische Höflinge von rechts, um hinter Horatio Aufstellung zu nehmen. Als sie den Refrain anstimmten, schwoll die Musik an, und das Donnern der Geschütze – gegen das David sich zunächst gewehrt hatte, weil er fürchtete, es würde Vergleiche mit *1812* herausfordern – wütete aus den Kulissen. In diesem Moment erhoben sich im Parkett die ersten Zuschauer. Das Publikum auf den Rängen folgte ihnen. Musik, Gesang und Geschützdonner gingen unter in tosendem Applaus.

Mehr als zehn Jahre hatte er auf diesen Augenblick gewartet – auf die rückhaltlose Bestätigung seiner künstlerischen Brillanz. Und nun endlich hatte er sein Ziel erreicht. Drei Jahre geistig und körperlich erschöpfender Arbeit fanden in diesem Moment ihre Krönung in den Ovationen, die ihm für seine beiden vorangegangenen Produktionen an diesem Theater verwehrt geblieben waren. Die Art des Applauses und die Reaktion des Publikums hatten damals alles gesagt. Höflicher, pflichtschuldiger Anerkennung für die Schauspieler und Sänger war ein hastiger Auszug aus Parkett und Rängen gefolgt, und die anschließende Premierenfeier hatte mehr einem Leichenbegängnis geglichen. Und die Kritiken in den Londoner Zeitungen bestätigten nur noch einmal, was nach der Premiere die Spatzen von den Dächern pfliffen. Zwei ungeheuer aufwendige Produktionen waren untergegangen wie mit Kanonen überladene Schlachtschiffe.

Und David King-Ryder hatte das zweifelhafte Vergnügen gehabt, sich anhand zahlloser Analysen über das Nachlassen seiner schöpferischen Kraft belehren lassen zu müssen. Worte wie »Ein Leben ohne Chandler« waren noch das Freundlichste, was ihm ein wohlwollender Kritiker zuteilwerden ließ. Die übrigen Schmierfinken spitzten morgens am Frühstückstisch ihre Giftpfeile und warteten dann wochenlang auf eine Gelegenheit, sie abzuschießen zu können. Da blieb alle Sachlichkeit auf der Strecke, die Schlagzeilen reichten von »Scharlatan des Kunstbetriebs« bis zu »Ein Schatten, der sich in vergangenem Glanz sonnt«. Und jener Glanz entsprang natürlich nur einer Quelle: dem Genie Michael Chandlers.

David King-Ryder fragte sich, ob andere Musikerpartnerschaften ebenso scharf unter die Lupe genommen wurden wie seine Zusammenarbeit mit Michael Chandler. Er bezweifelte es. Seinem Eindruck zufolge war es Musiker- und Librettistenduos wie Gilbert und Sullivan oder Rice und Lloyd-Webber gestattet, ohne das Begleitgeheul der Schakale, die ständig nach ihm schnappten, aufzuleuchten und zu verblassen, zu Glanz und Ruhm emporzusteigen, Fehlschläge zu landen, die Kritiker zu überwältigen, zu straucheln und zu triumphieren.

Natürlich hatte der romantische Aspekt einer Verbindung mit Michael Chandler zu diesen Analysen Anlass gegeben. Wenn der eine Partner eines Gespanns, das zwölf der erfolgreichsten Produktionen des West End auf die Bühne gebracht hat, auf so grauenvolle Weise ums Leben kommt, muss aus diesem Tod eine Legende wachsen. Ja, Michaels Tod hatte sich dafür prächtig geeignet: Er hatte sich in einer Unterwasserhöhle vor der Küste Floridas verirrt, die schon zahllose Taucher das Leben gekostet hatte, nachdem er sämtliche Tauchregeln missachtet hatte. Er hatte den Ausflug allein unternommen, bei Nacht, in betrunkenem Zustand. Zurückgeblieben war nur sein Boot, das draußen vor Anker gelegen und die Stelle markiert hatte, wo er ins Wasser gesprungen war. Er hinterließ eine Ehefrau, eine Geliebte, vier Kinder und sechs Hunde. Und einen Partner, mit dem er seit der gemeinsamen Kindheit in Oxford, wo sie beide als Söhne von Fließbandarbeitern aufgewachsen waren, von Ruhm, Reichtum und Erfolg am Theater geträumt hatte.



Das Interesse der Medien an David King-Ryders seelischer und künstlerischer Wiederherstellung nach Michael Chandlers allzu frühem Tod war daher nur verständlich gewesen. Nach seinem ersten Alleingang auf der Musicalbühne fünf Jahre später hatten die Kritiker ihn unter Beschuss genommen, aber sie hatten nur das leichte Geschütz aufgefahren, als meinten sie, ein Mann, der mit einem Schlag den langjährigen Partner und lebenslangen Freund verloren hatte, dürfe einmal scheitern, ohne für sein Bemühen, einen eigenen künstlerischen Weg zu finden, öffentlich gedemütigt zu werden. Bei seinem zweiten Misserfolg allerdings waren sie nicht mehr so gnädig gewesen.

Aber das war jetzt vorbei. Das gehörte der Vergangenheit an.

»Wir haben es geschafft, David! Wir haben es geschafft, verdammt noch mal!«, rief Ginny, die neben ihm saß, überschwänglich. Sie freute sich, dass sie – allen absurden Vorwürfen von Vetternwirtschaft zum Trotz, die man gegen sie und ihren Mann erhoben hatte, als er ihr die Regie des Stücks anvertraut hatte – soeben einen Status erreicht hatte, den Künstler wie Hands, Nunn und Hall in Anspruch nahmen.

Und Matthew, der als Manager seines Vaters nur zu gut wusste, wie viel für sie alle mit dieser Produktion auf dem Spiel stand, packte seinen Vater bei der Hand und sagte rau: »Bravo, Dad. Das hast du grandios gemacht.«

Gern hätte David sich an diesen Worten gewärmt, bedeuteten sie doch, so wie er es verstand, dass Matthew sich von seinen anfänglichen Zweifeln an dem Vorhaben, Shakespeares größte Tragödie zu einem Musicaltriumph zu machen, entschieden abwandte. »Willst du das wirklich wagen?«, hatte er gefragt und die zweite Frage unausgesprochen gelassen: *Forderst du damit nicht den endgültigen Absturz heraus?*

David war klar gewesen, dass er genau das zu tun im Begriff war, aber er hatte es nur sich selbst eingestanden. Hatte er denn eine andere Möglichkeit gehabt, als alles auf eine Karte zu setzen, um seinen Ruf als Künstler wiederherzustellen?

Und das Wagnis war gelungen. Nicht nur das Publikum lag ihm zu Füßen, nicht nur das Ensemble applaudierte ihm begeistert von der Bühne zu, auch die Kritiker, deren Sitzplätze er sich genau gemerkt hatte – um sie »treffsicher in die Luft sprengen zu

können«, wie Matthew mit grimmigem Spott vermerkt hatte –, waren aufgestanden und stimmten in den Beifall ein, von dem David bereits befürchtet hatte, er sei ihm so unwiederbringlich verloren wie sein Freund und Partner Michael.

In den folgenden Stunden nahm der Beifall noch zu. Bei der Premierenfeier im Dorchester, in einem Saal, der mit viel Phantasie in ein Schloss Helsingör verwandelt worden war, nahm David an der Seite seiner Frau und der Hauptdarsteller des Stücks die Glückwünsche der Londoner High Society entgegen. Stars aus Film und Theater überschütteten die Kollegen mit Komplimenten und knirschten im Stillen vor Neid mit den Zähnen. Prominenz aus allen Bereichen des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens zollte King-Ryders Hamlet Lob, das von »allererste Klasse« über »einfach fabelhaft, Darling« bis zu »packend von Anfang bis Ende« reichte. Schicke junge Dinger – in ausgefallenen Fummeln mit gewagten Dekolletés, bekannt entweder weil sie überall anzutreffen waren oder berühmte Eltern hatten – erklärten, endlich habe jemand Shakespeare »genießbar« gemacht; Vertreter jenes ehrenwerten Clans, der Phantasie und Wirtschaft der Nation bis zum Äußersten zu strapazieren pflegte – der königlichen Familie nämlich –, wünschten viel Erfolg. Und während alle sich natürlich freuten, Hamlet und seinen Mitspielern die Hände zu drücken, während es allen eine Ehre war, Virginia Elliott zur meisterhaften Inszenierung der Pop-Oper ihres Mannes zu gratulieren, war der umschwärmte Star des Abends der Mann, den man mehr als ein Jahrzehnt lang geschmäht und beschimpft hatte.

Der Triumph war in der Tat vollkommen, und David King-Ryder wünschte, er hätte ihn genießen können. Er lechzte nach einem Gefühl froher Zuversicht, dass sich nun das Leben vor ihm auf tun würde, aber er konnte einfach das Gefühl nicht loswerden, dass der Vorhang nun sprichwörtlich gefallen war. *Es ist vorbei*, dröhnte es wie Theaterdonner in seinen Ohren.

Er wusste, was Ginny gesagt hätte, wenn er ihr anvertraut hätte, was seit dem Schluss der Vorstellung in ihm vorging. Sie hätte ihm erklärt, seine Niedergeschlagenheit, Beklemmung und Hoffnungslosigkeit seien ganz normal. »Das ist eine typische Reaktion«, hätte sie gesagt. Und während sie in ihrem gemeinsamen

Schlafzimmer herumgegangen wäre, ihre Ohringe auf den Toilettentisch gelegt und ihre Schuhe achtlos in den Schrank geworfen hätte, hätte sie ihm gähnend erklärt, dass sie weit mehr Grund zur Niedergeschlagenheit habe. Ihre Arbeit als Regisseurin war getan. Gewiss, es gab noch ein paar Feinarbeiten – »es wäre wirklich schön, wenn der Mann in der Beleuchtung mitmachen und die letzte Szene auch noch richtig hinkriegen würde« –, aber im Grunde war es so, dass sie diese Arbeit jetzt hinter sich lassen musste, um den Prozess bei der Produktion eines anderen Stücks ganz neu aufzunehmen. Ihm hingegen würde der Morgen eine Flut telefonischer Glückwünsche bringen, Bitten um Interviews und Angebote aus aller Welt. Er würde sich entweder in eine weitere Inszenierung von *Hamlet* stürzen oder etwas ganz Neues in Angriff nehmen können. Diese Möglichkeit der Wahl hatte sie nicht.

Wenn er gestanden hätte, dass er einfach nicht die Kraft hatte, etwas Neues anzupacken, hätte sie gesagt: »Nein, im Moment natürlich nicht, David. Das ist doch ganz normal. Woher solltest du die Kraft so schnell nehmen? Lass dir Zeit zur Erholung. Du musst erst wieder zur Ruhe kommen.«

Innere Ruhe war die Quelle der Kreativität, und wenn er seine Frau darauf aufmerksam gemacht hätte, dass sie es anscheinend nie nötig hatte, sich diese Ruhe zu gönnen, hätte sie dagegengehalten, dass Regie etwas ganz anderes sei als die Komposition eines Werks. Sie habe immerhin das Rohmaterial, mit dem sie arbeiten könne – ganz zu schweigen von einem Heer künstlerischer Mitarbeiter, mit denen sie sich auseinandersetzen könne, während die Inszenierung Gestalt annahm. Er habe nur sein Musikzimmer, das Klavier, die Einsamkeit und seine Phantasie.

*Und die Erwartungen des Publikums*, dachte er trübsinnig. Sie waren der Preis des Erfolgs.

Zusammen mit Ginny hatte er sich von der Feier im Dorchester weggeschlichen, sobald es möglich war. Sie hatte zunächst protestiert, als er ihr sagte, dass er gehen wolle – ebenso Matthew, der, ganz der Manager, argumentiert hatte, es würde keinen guten Eindruck machen, wenn der Held des Abends vorzeitig die Party verließ. David jedoch hatte sich auf Erschöpfung und überreizte Nerven berufen, und Matthew und Virginia hatten das

akzeptiert. Er hatte ja wirklich seit Wochen nicht mehr richtig geschlafen, sein Gesicht war fahl, und sein Verhalten während der Vorstellung – die Unfähigkeit stillzusitzen, der ständige Drang, aufzustehen und in der Loge umherzugehen – hatte bereits gezeigt, dass er am Ende seiner Kräfte war.

In der einen Hand ein Glas Wodka, Daumen und Zeigefinger der anderen gegen seine Augenbrauen gedrückt, hüllte er sich in Schweigen, während Ginny mehrmals versuchte, ihn in ein Gespräch zu ziehen. Sie meinte, sie sollten sich nach den langen Jahren harter Arbeit einen Urlaub gönnen. Sie sprach von Rhodos, Capri und Kreta. Oder gewiss wäre auch Venedig schön, wenn sie abwarteten, bis sich im Herbst die Herden von Touristen, die die Stadt im Sommer unerträglich machten, verzogen hätten.

An ihrem künstlich munteren Tonfall merkte David, dass seine Verschlossenheit sie zunehmend beunruhigte. Und in Anbetracht ihrer gemeinsamen Geschichte – sie war seine zwölfte Geliebte gewesen, bevor er sie zu seiner fünften Frau gemacht hatte – hatte sie guten Grund zu vermuten, dass sein Zustand mit Premierennervosität, Erschöpfung nach dem Triumph oder Furcht vor kritischen Reaktionen auf sein Werk nichts zu tun hatte. Die vergangenen Monate waren für ihre Beziehung sehr belastend gewesen, und sie wusste sehr wohl, was er in seiner letzten Ehe unternommen hatte, um seine Lustlosigkeit zu kurieren, sie selbst war ja die Kur gewesen. Deshalb hätte er sie gern irgendwie beruhigt, als sie schließlich sagte: »Darling, so was kommt vor. Das sind die Nerven, weiter nichts. Das gibt sich wieder.« Aber er fand die Worte nicht.

Und so schwieg er noch immer, als der Wagen in die Schatten des Ahornwäldchens eintauchte, das das Stück Land, auf dem ihr Haus stand, begrenzte. Hier, keine Stunde von London entfernt, gab es lichte Wälder, und Trampelpfade, von Generationen von Forstleuten und Bauern ausgetreten, verschwanden in einem Dickicht von Farnen.

Der Wagen bog in die von zwei Eichen flankierte Zufahrt zum Haus ein. Zwanzig Meter weiter öffnete sich ein schmiedeeisernes Tor. Die Straße dahinter schlängelte sich unter Erlen, Pappeln und Buchen dahin und umrundete einen Teich, in dem sich der Sternenhimmel spiegelte, ehe sie eine kleine Anhöhe erklomm,

an einer Reihe gleichförmiger Bungalows vorüberführte, um unversehens in das fächerförmig ausufernde Delta der Auffahrt vor dem Herrenhaus David King-Ryders zu münden.

Die Haushälterin hatte ihnen ein spätes Abendessen gerichtet, das aus einer Auswahl von Davids bevorzugten Speisen zusammengestellt war. »Mr. Matthew hat angerufen«, erklärte sie in ihrem gewohnt ruhigen, würdevollen Ton. Portia, die mit fünfzehn Jahren aus dem Sudan geflohen und seit zehn Jahren bei Virginia angestellt war, hatte das melancholische Gesicht einer schönen schwarzen Madonna in Trauer. »Meine herzlichsten Glückwünsche Ihnen beiden«, fügte sie hinzu.

David dankte ihr. Er blieb im Speisezimmer stehen. In den hohen Fenstern, die vom Boden bis zur Decke reichten, spiegelten sich ihre drei Gestalten. Er bewunderte das Blumenarrangement auf dem Tisch, weiße Rosen mit kunstvoll eingeflochtenem Efeu. Er nahm eine der silbernen Gabeln zur Hand. Er kratzte mit dem Daumnagel an einem Klümpchen herabgetropften Kerzenwachses. Und er wusste, dass er nicht einen Bissen hinunterbringen würde.

Er erklärte seiner Frau, er benötige ein wenig Zeit, um abzuschalten. Er würde ihr später Gesellschaft leisten, denn er brauche einen Moment für sich, um den ganzen Druck loszuwerden.

Von einem Künstler erwartete man stets, dass er sich in das Herzstück seines Schaffens zurückzog. David ging also in sein Musikzimmer. Er genehmigte sich einen weiteren Wodka und stellte das Glas auf den ungeschützten Flügel.

Michael, dachte er, hätte so etwas niemals getan. Michael war in dieser Beziehung immer achtsam. Er war sich des Werts eines Musikinstruments stets bewusst, respektierte seine Grenzen und Möglichkeiten. Er war überhaupt ein achtsamer Mensch. Nur in jener einen unglückseligen Nacht in Florida hatte er sich zu Unachtsamkeit hinreißen lassen.

David setzte sich an den Flügel. Ohne zu überlegen, beinahe automatisch, begann er eine Arie zu spielen, die er liebte, eine Melodie aus seinem größten musikalischen Misserfolg – *Mercy*. Er summte vor sich hin, während er die Tasten anschlug, und versuchte vergeblich, sich an den Text zu erinnern. Das Lied war einmal der Schlüssel zu seiner Zukunft gewesen.

Beim Spielen ließ er seinen Blick über die Wände schweifen, die ihn wie Monumente seines Erfolgs umgaben. Preise und Auszeichnungen auf Borden, gerahmte Urkunden, Plakate und Programmhefte zu Produktionen, die selbst heute noch in allen Teilen der Welt aufgeführt wurden. Und Dutzende von Fotografien in silbernen Rahmen, Dokumente seines künstlerischen Lebens.

Auch Michael war auf vielen dieser Fotos. Und als Davids Blick auf das Gesicht seines alten Freundes fiel, wechselte sein Spiel wie von selbst von der halbvergessenen Arie zu dem Lied aus *Hamlet*, von dem er wusste, dass es der neue Musicalhit werden würde. »Welche Träume auch kommen mögen« war sein Titel, dem berühmten Monolog Hamlets entnommen.

Vor Müdigkeit hörte er auf zu spielen, bevor er zum Ende kam, die Hände glitten ihm von den Tasten. Als ihm die Augen zufielen, sah er immer noch Michaels Gesicht vor sich.

»Du hättest nicht sterben dürfen«, flüsterte er. »Ich habe geglaubt, ein Erfolg würde alles ändern, aber er macht die Angst vor dem Misserfolg nur noch größer.«

Er nahm sein Glas und ging aus dem Zimmer. Mit einem Schluck spülte er den Wodka hinunter und stellte das Glas neben eine Blumenvase in einem kleinen Alkoven. Er merkte gar nicht, als das Glas, das er nicht weit genug nach hinten geschoben hatte, auf den teppichbespannten Boden fiel.

Irgendwo über sich in dem riesigen Haus konnte er das Rauschen fließenden Wassers hören. Wahrscheinlich saß oben Ginny in der Wanne, um den Stress des Abends und die Spannung der letzten Monate wegzuspülen. Er wünschte, er könnte es ihr gleichtun. Ihm schien, er habe so viel mehr Grund dazu.

Noch einmal rief er sich den herrlichen Moment des Triumphs ins Gedächtnis: den begeisterten Applaus des Publikums, das sich von seinen Plätzen erhoben hatte, noch ehe der Vorhang gefallen war, die Ovationen, die lauten Bravorufe.

All das hätte ihm eigentlich genügen müssen. Aber so war es nicht. Es konnte nicht genügen. Es stieß auf taube Ohren oder, genauer gesagt, auf Ohren, die einer ganz anderen Stimme lauschten.

»*Petersham Mews und Elvaston Place. Punkt zehn.*«

»*Aber wo – wo sind sie?*«

»Oh, das kriegen Sie schon raus.«

Und während David jetzt versuchte, das Lob und die Komplimente, das aufgeregte Geplapper, die Elogen, die ihm Luft, Licht, Speise und Trank hätten sein sollen, zu hören, vernahm er einzig diese letzten fünf Worte: *Das kriegen Sie schon raus.*

Und es war Zeit.

Er ging nach oben ins Schlafzimmer. Hinter der Verbindungstür genoss seine Frau ihr Bad. Sie trällerte mit einer verbissenen Heiterkeit vor sich hin, die ihm verriet, wie tief besorgt sie in Wirklichkeit um ihn war.

Sie ist ein feiner Mensch, dachte David. Sie war die beste seiner Ehefrauen. Er wollte bis zum Ende seiner Tage mit ihr verheiratet bleiben. Er hatte nicht geglaubt, dass dieses Ende so frühzeitig kommen würde.

Mit drei schnellen Bewegungen war es getan.

Er nahm die Pistole aus der Nachttischschublade. Er hob sie. Er drückte ab.

SEPTEMBER

---

DERBYSHIRE



Julian Britton war sich im Klaren darüber, dass er bisher nichts aus seinem Leben gemacht hatte. Er züchtete Hunde, er verwaltete den Familiensitz, der kaum noch mehr war als eine bröckelnde Ruine, und er versuchte mit täglichen Vorträgen, seinen Vater vom Alkohol fernzuhalten. Das war auch schon alles. Zur Meisterschaft hatte er es einzig darin gebracht, Gin in den Ausguss zu kippen, und so fühlte er sich jetzt mit seinen siebenundzwanzig Jahren als völliger Versager. Aber heute Abend durfte er nicht klein begeben. Er musste sich durchsetzen.

Er begann mit den Vorbereitungen bei seiner äußeren Erscheinung. Vor dem Ankleidespiegel in seinem Zimmer unterzog er sich einer gnadenlosen Musterung, zupfte seinen Hemdkragen gerade, schnippte einen Fussel von seiner Schulter. Stirnrunzelnd betrachtete er sein Gesicht und bemühte sich, den Ausdruck in seine Züge zu legen, den er am Abend zeigen wollte. Ernsthaftigkeit wäre angemessen, meinte er. Und auch eine gewisse Besorgnis, denn die war vertretbar. Aber keinesfalls durfte er den Anschein erwecken, mit einem inneren Konflikt zu kämpfen, und schon gar nicht durfte er aussehen, als sei er völlig aus dem Lot. Und er durfte sich auf keinen Fall fragen, wie er gerade in diesem Augenblick, da sein Leben ein einziges Trümmerfeld war, dazu kam, dieses Wagnis einzugehen.

Zwei schlaflose Nächte und zwei endlose Tage hatten ihm reichlich Zeit gegeben, sich zu überlegen, was er sagen wollte. Und in der Tat hatte Julian den größten Teil der beiden Nächte und Tage nach Nicola Maidens unglaublicher Enthüllung mit wohldurchdachten Phantasiegesprächen gefüllt, gerade mit so viel Besorgnis unterlegt, dass keiner auf den Gedanken kommen konnte, er fühle sich in irgendeiner Weise persönlich betroffen. Und nun, nach achtundvierzig Stunden ununterbrochener Selbstgespräche, trieb es Julian, die Sache endlich auf den Weg zu bringen, auch wenn er keine Garantie dafür hatte, dass seinen Worten das gewünschte Gewicht beigemessen würde.

Er wandte sich vom Spiegel ab und nahm seine Autoschlüssel von der Kommode. Die feine Staubschicht, die sonst meist das mattglänzende Holz bedeckte, war entfernt worden. Samantha, seine Cousine, hatte sich also wieder einmal in eine Putzorgie gestürzt, ein sicheres Zeichen dafür, dass sie bei ihrem wildentschlossenen Bemühen, seinem Vater das Trinken auszutreiben, erneut gescheitert war.

In ebendieser Absicht, ihren Onkel vor dem Alkohol zu retten, war Samantha vor acht Monaten nach Derbyshire gekommen, ein guter Engel, der eines Tages in Broughton Manor erschien, um eine Familie wiederzuvereinigen, die seit mehr als drei Jahrzehnten zerstritten war. Sie hatte in dieser Richtung allerdings kaum etwas erreicht, und Julian fragte sich, wie lange sie den Kampf noch weiterführen würde.

»Wir *müssen* ihn trocken kriegen, Julie«, hatte Samantha erst an diesem Morgen gesagt. »Dir muss doch klar sein, wie wichtig das gerade jetzt ist.«

Nicola andererseits, die seinen Vater seit acht Jahren kannte und nicht erst seit acht Monaten, vertrat schon lange den Standpunkt, ihn in Ruhe zu lassen. Mehr als einmal hatte sie gesagt: »Wenn dein Dad sich zu Tode trinken will, kannst du nichts dagegen tun, Jule. Und Sam genauso wenig.« Aber Nicola hatte ja auch keine Ahnung, was das für ein Gefühl war, wenn man zusehen musste, wie der eigene Vater langsam, aber sicher dem Alkohol verfiel und immer tiefer in trunkenen Wahnvorstellungen von einer romantischen Vergangenheit versank. Sie war in einer Umgebung groß geworden, wo die Dinge das waren, was sie zu sein schienen. Sie hatte Eltern, deren Liebe unerschütterlich war. Sie hatte nicht die bittere Erfahrung machen müssen, zuerst von der Mutter im Stich gelassen zu werden, weil die sich den »Blumenkindern« angeschlossen hatte und am Abend vor dem zwölften Geburtstag ihres Kindes auf und davon war, um bei einem Guru in wallenden Gewändern zu »studieren«, und dann vom Vater, dessen Liebe zum Alkohol anscheinend stärker war als die Liebe zu seinen drei Kindern. Ja, dachte Julian, hätte Nicola sich auch nur einmal über die unterschiedlichen Verhältnisse, in denen sie beide aufgewachsen waren, Gedanken gemacht, so hätte sie vielleicht erkannt, dass jede ihrer verdammt Entscheidungen –

Er dachte nicht weiter. Diese Gedanken würde er nicht zulassen. Er konnte es sich nicht erlauben. Er durfte sich nicht von dem Vorhaben, das jetzt in Angriff genommen werden musste, ablenken lassen.

»Jetzt hör mir mal zu!« Er nahm seine Brieftasche und schob sie ein. »Du bist für jede gut genug. Sie hat Scheißangst gekriegt. Sie hat den falschen Weg genommen. Und damit basta. Behalt das im Kopf. Und denk dran, dass jeder weiß, wie gut ihr beide immer zueinander passt habt.«

Daran glaubte er. Nicola Maiden war seit Jahren genauso ein Teil von Julian Brittons Leben wie er ein Teil von ihrem. Wer sie kannte, wusste längst, dass sie zusammengehörten. Nicola war die Einzige, die das offenbar nicht akzeptierte.

»Ich weiß ja, dass wir nicht verlobt sind«, hatte er ihr an dem Abend vor zwei Tagen gesagt, als sie ihm eröffnet hatte, dass sie für immer aus dem Peak District fortwolle und von nun an nur noch zu Kurzbesuchen zurückkehren würde. »Aber zwischen uns hat es doch immer eine stillschweigende Vereinbarung gegeben, oder nicht? Ich würde nicht mit dir schlafen, wenn ich das nicht ernst nähme ... Komm schon, Nick! Verdammt noch mal, du kennst mich doch!«

Es war nicht der Heiratsantrag, wie er ihn sich vorgestellt hatte, und sie interpretierte seine Worte auch nicht so. Sie sagte sehr direkt: »Jule, ich mag dich unheimlich gern. Du bist ein prima Kerl und warst mir immer ein echter Freund. Und bei uns läuft's gut, viel besser als es für mich je mit einem anderen gelaufen ist.«

»Ja, also dann –«

»Aber ich liebe dich nicht«, fuhr sie fort. »Sex ist nicht gleich Liebe. Das ist nur in Filmen und Büchern so.«

Im ersten Moment war er sprachlos vor Bestürzung. Es war, als hätte jemand jeden Gedanken in seinem Kopf gelöscht. Und als er schwieg, sprach sie weiter.

Sie würde, sagte sie, weiterhin seine Freundin im Peak District bleiben, wenn er das wolle. Sie würde hin und wieder ihre Eltern besuchen kommen und sich gerne immer die Zeit nehmen, auch Julian zu sehen. Sie könnten, wenn er das wolle, auch in Zukunft miteinander schlafen. Ihr sei das recht. Aber heiraten? Dazu seien sie beide viel zu verschieden, erklärte sie.

»Ich weiß, wie viel dir daran liegt, Broughton Manor zu erhalten«, sagte sie. »Das ist dein Traum, und du wirst ihn wahr machen. Aber mir bedeutet dieser Traum nichts, und ich bin nicht bereit, dich oder mich damit zu kränken, dass ich so tue, als ob. Das ist keinem gegenüber fair.«

Und endlich sagte er in einem Moment der bitteren Klarheit: »Es geht doch nur um das gottverfluchte Geld. Und die Tatsache, dass ich keines habe oder jedenfalls nicht genug, um dir zu genügen.«

»Nein, Julian, das stimmt nicht. Nicht ganz.« Sie drehte sich halb herum, so dass sie ihm ins Gesicht sehen konnte, und seufzte tief. »Ich will versuchen, es dir zu erklären.«

Er hatte sie angehört, stundenlang, wie ihm schien, obwohl sie wahrscheinlich kaum zehn Minuten gesprochen hatte. Und am Ende, als alles zwischen ihnen gesagt war, als sie aus dem Rover gestiegen und im Schatten der Giebelveranda von Maiden Hall verschwunden war, war er wie im Schlaf nach Hause gefahren, betäubt von Schmerz, Verwirrung und ungläubiger Überraschung. Nein, hatte er immer nur gedacht, nein, sie könnte doch nie ... sie kann nicht ernstlich ... nein ... Nach der ersten schlaflosen Nacht war ihm in all seinem Schmerz klargeworden, dass er unbedingt etwas unternehmen musste. Er hatte sie angerufen, und sie hatte eingewilligt, sich mit ihm zu treffen. Sie würde es niemals ablehnen, ihn zu sehen, hatte sie gesagt.

Ehe er aus dem Zimmer ging, warf er einen letzten Blick in den Spiegel und gönnte sich ein letztes Wort der Selbstbestätigung. »Ihr habt euch immer gut verstanden. Vergiss das nicht.«

Dann ging er durch den düsteren oberen Korridor des Gutshauses und öffnete die Tür zu dem kleinen Raum, den sein Vater als Wohnzimmer benutzte. Die angespannten finanziellen Verhältnisse der Familie hatten zu einem allgemeinen Auszug aus den größeren unteren Räumen geführt, die mit dem Verkauf antiker Möbelstücke, von Gemälden und Kunstgegenständen allmählich unbewohnbar geworden waren. Jetzt lebten die Brittons nur noch in der oberen Etage des Hauses. Zimmer waren genug da, aber sie waren klein und dunkel.

Jeremy Britton saß in seinem Wohnzimmer, offensichtlich volltrunken. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, und zwischen

den Fingern seiner rechten Hand verglühte eine Zigarette. Julian ging zu ihm und nahm ihm die Zigarette ab. Sein Vater rührte sich nicht.

Julian schüttelte resigniert den Kopf, als er ihn betrachtete: All sein Verstand, seine Kraft und sein Stolz waren ausgelöscht von der Sucht. Eines Tages würde sein Vater noch das Haus abbrennen. Es gab Momente – wie eben jetzt –, da dachte Julian, ein vernichtender Brand wäre vielleicht sogar das Beste. Er drückte die Zigarette aus und nahm die Packung Dunhill und das Feuerzeug aus der Brusttasche seines Vaters. Dann packte er die Ginflasche und ging.

Er war gerade dabei, Gin, Zigaretten und Feuerzeug hinter dem Haus zum Müll zu werfen, als er ihre Stimme hörte.

»Hast du ihn wieder erwischt, Julie?«

Er fuhr zusammen, schaute sich um, konnte sie aber im Halbdunkel nicht sehen. Bis sie aufstand. Sie hatte auf der Trockenmauer gesessen, die den hinteren Zugang des Gutshauses vom ersten seiner verwilderten Gärten abgrenzte. Eine unbeschnittene Glyzinie, die mit dem nahenden Herbst die ersten Blätter zu verlieren begann, hatte sie verborgen. Sie klopfte sich den Staub von ihren Khakishorts und ging ihm entgegen.

»Ich glaube langsam wirklich, dass er sich umbringen will«, sagte Samantha nüchtern, wie es ihre Art war. »Nur auf den Grund bin ich bis jetzt noch nicht gekommen.«

»Er braucht keinen Grund«, versetzte Julian kurz. »Nur das Mittel.«

»Ich versuche immer wieder, ihn von dem Zeug wegzukriegen, aber er hat überall etwas versteckt.« Sie starrte auf das dunkle Haus, das sich wie eine Festung in der Landschaft vor ihnen erhob. »Ich versuch's wirklich, Julian. Ich weiß, dass es wichtig ist.« Sie richtete ihren Blick wieder auf ihn und musterte seine Kleidung. »Du hast dich ja richtig fein gemacht. Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, was Besonderes anzuziehen. Hätte ich das tun sollen?«

Julian sah sie verständnislos an, während er die Hände zu seiner Brust hob und auf der Suche nach etwas, von dem er wusste, dass es nicht da war, gegen sein Hemd klopfte.

»Du hast's vergessen, stimmt's?«, fragte Samantha, der es an Scharfsinn nicht mangelte.

Julian wartete auf eine Erklärung.

»Die Mondfinsternis«, sagte sie.

»Die Mondfinsternis?« Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Ach Gott! Die Mondfinsternis. Mensch, Sam, die hatte ich wirklich ganz vergessen. Ist sie heute Nacht? Gehst du irgendwohin, wo man sie besser sehen kann?«

Mit einer Kopfbewegung zu der Glyzinie, unter der sie eben hervorgekommen war, sagte sie: »Ich hab uns Proviant eingepackt. Käse, Obst, Brot und ein bisschen Wurst. Und Wein. Ich dachte, falls wir länger warten müssen als vermutet.«

»Warten ...? Ach, Mist, Samantha ...« Er wusste nicht, wie er es ihr sagen sollte. Er hatte nie den Eindruck erwecken wollen, dass er sich mit ihr zusammen die Mondfinsternis ansehen wollte.

»Hab ich mich im Tag geirrt?« Ihr Ton verriet ihre Enttäuschung. Sie wusste schon, dass sie sich nicht im Tag geirrt hatte und allein zum Eyam Moor würde hinausmarschieren müssen, wenn sie sich das große Ereignis von dort aus ansehen wollte.

Er hatte nur ganz beiläufig von der zu erwartenden Mondfinsternis gesprochen. Zumindest hatte er es beiläufig gemeint. »Vom Eyam Moor aus kann man sie gut sehen«, hatte er bemerkt. »Es soll ungefähr eine halbe Stunde vor Mitternacht passieren. Interessierst du dich für Astronomie, Sam?«

Samantha hatte diese Bemerkung offensichtlich als Aufforderung interpretiert, und einen Moment lang ärgerte sich Julian über seine Cousine. Was die sich einbildete! Aber er bemühte sich, seinen Unwillen zu verbergen, er war ihr immerhin einiges schuldig. Mit dem Ziel, ihre Mutter und ihren Onkel – Julians Vater – miteinander zu versöhnen, kam sie nun seit acht Monaten regelmäßig zu ausgedehnten Besuchen aus Winchester nach Broughton Manor. Und jeder Aufenthalt hatte sich mehr in die Länge gezogen, so viel gab es für sie auf dem Gut zu tun, sei es die Renovierung des Hauses oder die Durchführung der Turniere, Feste und Inszenierungen historischer Ereignisse. Julian organisierte sie auf dem Gutsgelände, um das Einkommen der Familie Britton aufzubessern. Er war aufrichtig dankbar für Samanthas Hilfe, zumal seine Geschwister ihrem Zuhause längst den Rücken gekehrt hatten und sein Vater keinen Finger gerührt hatte, seit er kurz nach seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag den Besitz ge-

erbt und nichts Eiligeres zu tun gehabt hatte, als ihn mit seinen Hippiefreunden zu bevölkern und völlig vor die Hunde gehen zu lassen.

Aber Julians Dankbarkeit änderte nichts daran, dass Samanthas Erwartungen ihn nervten. Er hatte doch nur ins Blaue hinein geschwätzt, während sie mit vereinten Kräften schufteten, um drei Ecksteine an der Außenmauer der alten Kapelle zu ersetzen. Er hatte ein schlechtes Gewissen, dass er Samantha, die aus reiner Gutherzigkeit mit anpackte, so viel arbeiten ließ, und suchte hilflos nach irgendeiner Art der Wiedergutmachung: Geld, um sie zu entschädigen, hatte er keines; sie hätte es im Übrigen sowieso nicht genommen; sein einziger Besitz waren seine Hunde und sein umfangreiches Wissen über seine Heimat Derbyshire. Und so bot er ihr, weil ihm daran lag, dass sie sich auf Broughton Manor wohl fühlte, eben an, was ihm möglich war: gelegentliche gemeinsame Aktivitäten mit den Jagdhunden und Gespräche. Und sie hatte das missverstanden.

»Ich hab nicht geglaubt ...« Er stieß die Schuhspitze in ein Fleckchen kahler Erde im Kies, wo ein Löwenzahnstängel sich emporreckte. »Es tut mir wirklich leid, aber ich wollte gerade rüber nach Maiden Hall.«

»Oh!«

Seltsam, dachte Julian, dass eine einzige Silbe zugleich Missbilligung und Entzücken ausdrücken konnte.

»Wie blöd von mir«, sagte sie. »Ich weiß gar nicht, wieso ich auf die Idee gekommen bin, dass du ... Na ja, ist ja auch egal ...«

»Wir holen das nach.« Er hoffte, er konnte sie überzeugen. »Wenn ich nicht schon verabredet wäre – du verstehst das doch.«

»Aber natürlich«, sagte sie. »Wir dürfen doch unsere Nicola nicht enttäuschen.«

Mit einem flüchtigen, kühlen Lächeln tauchte sie in die Höhle unter den Glyzinienranken und schob sich einen Korb über den Arm.

»Ein andermal, ja?« sagte Julian.

»Wie's dir recht ist.« Sie sah ihn nicht an, als sie an ihm vorüberging und durch das Tor im Innenhof von Broughton Manor verschwand.

Er spürte seine Erleichterung, als sie weg war. Ohne es zu merken, hatte er die Luft angehalten. »Tut mir leid«, sagte er leise ins Leere. »Aber das hier ist wirklich wichtig. Wenn du wüsstest, wie sehr, würdest du es verstehen.«

In flottem Tempo fuhr er zur Padley-Schlucht, nordwestlich in Richtung Bakewell, wo er die mittelalterliche Brücke überquerte, die sich über den River Wye spannte, und nutzte die Fahrt zu einer letzten Probe seiner kleinen Rede. Als er die sacht ansteigende Auffahrt nach Maiden Hall erreichte, war er ziemlich sicher, dass sein Vorhaben den gewünschten Erfolg bringen würde.

Maiden Hall stand auf halber Höhe eines bewaldeten Hangs. Das Land hier war dicht bewachsen von Eichengehölz, und die Auffahrt zum Haus war vom dichten Laub alter Kastanien und Linden überdacht. Julian nahm die engen Serpentinien der ansteigenden Straße mit der Gewandtheit des Geübten und hielt auf dem gekiesten Gästeparkplatz neben einem Mercedes-Sportwagen an.

Er betrat das Haus nicht durch den Haupteingang, sondern ging direkt in die Küche, wo Andy Maiden seinem Küchenchef beim Flambieren einer Schale *Crème brûlée* zusah. Der Koch Christian-Louis Ferrer war vor fünf Jahren aus Frankreich geholt worden, um der zwar ordentlichen, aber nicht gerade einfallsreichen Küche von Maiden Hall feinschmeckerisches Flair zu geben. Im Augenblick jedoch, fand Julian, glich Ferrer mit seinem kulinarischen Flammenwerfer mehr einem Feuerteufel als einem *Grand artiste de la cuisine*. Andys Gesichtsausdruck ließ ahnen, dass er Julians Meinung teilte. Erst als Christian-Louis die Glasur zu einer hauchdünnen knusprigen Kruste gebacken hatte und mit einem gönnerhaften Lächeln »*Et voilà*, Andy« sagte, sah Andy auf und bemerkte Julian.

»Feuerwerk in der Küche war noch nie mein Fall«, bekannte er mit einem verlegenen Lächeln. »Hallo, Julian, was gibt's Neues aus Broughton und Umgebung?«

Das war die übliche Begrüßung, und Julian gab die gewohnte Antwort darauf. »Gesegnet sind die Gerechten. Was den Rest der Menschheit angeht ... vergiss es!«

Andy glättete die Härchen seines graugesprenkelten Schnurrbarts und betrachtete Julian mit Wohlwollen, während Christian-



Louis die Schale mit der *Crème brûlée* durch eine Durchreiche zum Speisesaal schob. Sobald das getan war, sagte er: »*Maintenant c'est fini pour ce soir*«, und schickte sich an, die weiße Schürze abzunehmen, die Spuren sämtlicher Soßen des Abends trug.

»*Vive la France*«, bemerkte Andy trocken und verdrehte die Augen, als der Franzose in einem kleinen Umkleideraum verschwand. »Trinkst du einen Kaffee mit? Im Speisesaal sitzt nur noch eine Gruppe, alle anderen sind im Salon.«

»Habt ihr heut Übernachtungsgäste?«, fragte Julian.

Maiden Hall, ein altes viktorianisches Jagdhaus, früher einmal gern besucht von einem Zweig der Sachsen-Coburgs, hatte zehn Gästezimmer. Alle waren sie von Andys Frau Nancy sehr persönlich eingerichtet worden, nachdem die Maidens zehn Jahre zuvor London den Rücken gekehrt hatten; acht davon wurden anspruchsvollen Urlaubern vermietet, die die Verbindung von Hotelatmosphäre und häuslicher Intimität in diesem Haus zu schätzen wussten; zwei davon hatten die Maidens für sich behalten.

»Total ausgebucht«, antwortete Andy. »Wir haben einen Rekordsommer gehabt, kein Wunder bei dem herrlichen Wetter. Also, was möchtest du? Kaffee? Kognak? Wie geht's übrigens deinem Vater?«

Julian zuckte innerlich zusammen. Andys Assoziation war klar. Wahrscheinlich war es in der ganzen näheren Umgebung so, dass die Leute bei der Erwähnung von Alkohol, gleich welcher Art, automatisch an seinen Vater dachten.

»Ich nehme nichts«, sagte er. »Ich wollte Nicola abholen.«

Es konnte Andy nicht wundern, dass Julian zu so später Stunde noch seine Tochter ausführen wollte. Wenn Nicola in den Semesterferien oder an Wochenenden zu Hause war, half sie üblicherweise in der Küche oder im Speisesaal aus und konnte selten vor elf Uhr abends weg. Und doch schien Andy überrascht.

Er sagte: »Nicola? Seid ihr verabredet? Sie ist gar nicht hier, Julian.«

»Sie ist nicht hier? Ist sie denn schon wieder gefahren? Zu mir hat sie gesagt –«

»Nein, nein.« Andy begann, die Küchenmesser aufzuräumen, schob eines nach dem anderen in den passenden Schlitz in einem Holzständer, während er sprach. »Sie wollte zelten. Hat sie

dir das nicht gesagt? Sie ist gestern am späten Vormittag losgefahren.«

»Aber ich hab doch ...«, Julian überlegte einen Augenblick, um sich zu erinnern, »... gestern Morgen erst mit ihr gesprochen. So schnell kann sie das doch nicht vergessen haben.«

Andy zuckte mit den Schultern. »Sieht aber ganz so aus. Tja, Frauen. Was hattet ihr beide denn vor?«

Julian wich der Frage aus. »Ist sie allein los?«

»Wie immer«, antwortete Andy. »Du kennst doch Nicola.«

Allerdings. »Wohin wollte sie denn? Hat sie die richtige Ausrüstung mit?«

Andy hob den Kopf. Er hatte offensichtlich einen beunruhigten Unterton in Julians Stimme gehört. »Sie würde nie ohne ihre Ausrüstung losfahren. Sie weiß doch, wie schnell das Wetter hier draußen umschlagen kann. Keine Sorge, ich hab ihr selbst geholfen, die Sachen im Wagen zu verstauen. Warum fragst du? Ist denn was los? Habt ihr beide Streit gehabt?«

Die letzte dieser Fragen konnte Julian ehrlich beantworten. Sie hatten keinen Streit gehabt, jedenfalls nicht in dem Sinn, wie Andy es meinte. Er sagte: »Andy, sie müsste längst zurück sein. Wir wollten nach Sheffield. Ins Kino –«

»Um diese Zeit?«

»Es ist ein Sonderprogramm.« Julian spürte, wie er rot wurde, als er die Tradition der *Rocky Horror Picture Show* erklärte. Aber Andy hatte in seinem anderen Leben, wie er es stets nannte, als verdeckter Ermittler schon vor langer Zeit mit dem Film Bekanntschaft gemacht und winkte mitten in Julians Erklärung ab. Als er diesmal nachdenklich über sein Bärtchen strich, runzelte auch er die Stirn.

»Und du bist sicher, dass eure Verabredung für heute Abend galt? Sie kann dich nicht missverstanden und geglaubt haben, du meinstest morgen?«

»Ich hätte sie lieber schon gestern Abend gesehen«, erwiderte Julian. »Sie war diejenige, die heute Abend vorgeschlagen hat. Und ich bin sicher, sie sagte, sie wäre heute Nachmittag zurück. Ganz sicher.«

Andys Hand sank herab. Sein Blick war ernst. Er schaute an Julian vorbei zum Fenster über dem Spülbecken. Dort war nichts zu sehen als ihre Spiegelbilder. Aber Julian sah Andy an, dass er

an das dachte, was sich jenseits von ihm in der Dunkelheit befand. Weite Hochmoore, die nur von Schafen bevölkert waren; verlassene Steinbrüche, die die Natur sich zurückerobert hatte; Kalksteinfelsen mit Geröllhalden zu ihren Füßen; prähistorische Festungen, deren schwere alte Steine nur noch unsicher aufeinanderlagen. Es gab unzählige Kalksteinhöhlen, in denen man sich verirren konnte, verlassene Kupfergruben, deren Mauern und Decken einstürzen konnten; Steinhügel, an denen der unkundige Wanderer sich verletzen und zu Fall kommen konnte, Sandsteingrate, wo ein Kletterer abstürzen und tage- oder wochenlang liegen konnte, ohne gefunden zu werden. Der Peak District reichte von Manchester bis Sheffield, von Stoke-on-Trent bis Derby, und jedes Jahr wurde mehr als ein Dutzend Mal der Bergrettungsdienst mobilisiert, um jemanden, der sich in dieser rauen, äußerst dünn besiedelten Gegend einen Arm oder ein Bein gebrochen oder Schlimmeres angetan hatte, zu bergen. Wenn Andy Maidens Tochter sich irgendwo da draußen verirrt oder verletzt hatte, würde es mehr brauchen, sie zu finden, als zwei Männer, die ratlos in einer Küche standen.

Andy sagte: »Wir sollten die Polizei anrufen, Julian.«

Das war auch Julians erster Impuls. Aber als er jetzt daran dachte, was das bedeuten würde, graute ihm davor. Während er noch zögerte, handelte Andy. Er ging zum Empfang hinaus, um den Anruf zu machen.

Julian eilte ihm nach. Er fand Andy tief über das Telefon gebeugt, als wollte er sich vor Lauschern schützen. Doch er war allein mit Julian im Foyer, die Hotelgäste saßen noch bei Kaffee und Kognak im Salon am anderen Ende des Korridors.

In dem Moment, als Andy seine Verbindung zur Polizei von Buxton bekam, näherte sich Nan Maiden. Mit einem Tablett, auf dem eine leere Kaffeekanne und benütztes Kaffeegeschirr standen, kam sie aus dem Salon. »Ach, Julian!«, rief sie. »Hallo! Wir hatten dich gar nicht –« Sie stockte, als sie das geheimniskrämerische Getue ihres Mannes bemerkte, der wie ein anonymer Anrufer über dem Telefon hing. Und Julian stand wie ein Komplize dicht an seiner Seite. »Was ist denn hier los?«

Julian hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen, und als Nan fragte: »Was ist passiert?«, sagte er gar nichts. Er hielt es für klü-

ger, Andy die Initiative zu überlassen. Es schien ziemlich klar, dass Andys Verstoßenheit etwas mit Nan zu tun hatte. Was allerdings, war die Frage.

Andy sprach inzwischen mit gedämpfter Stimme ins Telefon, sagte: »Fünfundzwanzig«, ohne auf die Frage seiner Frau zu reagieren.

Doch das Wort »Fünfundzwanzig« verriet Nan augenblicklich, was Julian und Andy ihr zu verschweigen versuchten. »Nicola!«, sagte sie nur und lief zum Empfangstisch. Als sie dort ihr Tablett absetzte, stieß sie einen Weidenkorb mit Hotelbroschüren um, die zu Boden flatterten. Niemand hob sie auf. »Ist Nicola etwas zugestoßen?«

Andy war die Ruhe selbst, als er antwortete. »Julian und Nick waren heute Abend verabredet, aber sie scheint das vergessen zu haben«, erklärte er seiner Frau, die linke Hand über der Sprechmuschel des Hörers. »Wir versuchen gerade, sie irgendwo aufzutreiben«, log er unbeschwert, mit der Übung eines Mannes, der sein Geld einmal mit ziemlich zweifelhaften Geschäften verdient hatte. »Ich dachte, sie wäre vielleicht auf dem Heimweg noch bei Will Upman vorbeigefahren, um wegen eines Jobs im nächsten Sommer anzufragen. Sind die Gäste alle zufrieden, Schatz?«

Nans Blick wechselte von ihrem Mann zu Julian. »Würdest du mir bitte mal sagen, mit wem du da sprichst, Andy?«

»Nancy ...«

»Sag's mir einfach.«

Er tat es nicht. Am anderen Ende der Leitung redete jemand, und Andy sah auf seine Uhr. Er sagte: »Leider sind wir da nicht ganz sicher ... Nein. Nein, es gibt keine solche Vorgeschichte ... Danke. Gut. Ich danke Ihnen.« Er legte auf, nahm das Tablett, das seine Frau auf dem Empfangstisch abgestellt hatte, und schlug den Weg zur Küche ein. Nan und Julian folgten.

Christian-Louis, jetzt in Jeans, Joggingschuhen und einem Oxford-University-Sweatshirt mit abgeschnittenen Ärmeln, war gerade im Aufbruch und packte den Lenker eines Fahrrads, das an der Wand lehnte. Als er die Spannung der drei anderen in der Küche wahrnahm, sagte er: »*Bon soir, à demain*« und machte sich eilig davon. Durch das Fenster sahen sie den weißen Lichtschein seiner Fahrradlampe, als er davonfuhr.

»Andy, ich möchte die Wahrheit wissen.« Nan pflanzte sich entschlossen vor ihm auf. Sie war klein, mehr als einen Kopf kleiner als ihr Mann, aber ihr Körper war kompakt und muskulös, noch lange nicht der einer Sechzigjährigen.

»Du hast die Wahrheit gehört«, entgegnete Andy beschwichtigend. »Julian und Nicola waren verabredet, und Nick hat das vergessen. Julian versteht das nicht und würde gern wissen, wo sie geblieben ist. Ich wollte ihm nur helfen, sie zu finden.«

»Aber das war doch nicht Will Upman am Telefon«, sagte Nan scharf. »Was sollte Nicola um diese Zeit noch bei Will Upman zu suchen haben. Es ist jetzt –« Sie warf einen Blick auf die Küchenuhr, die, zweckmäßig und schmucklos wie Uhren in öffentlichen Gebäuden, über einer Ablage für Speiseteller hing. Es war zwanzig nach elf, eine reichlich unmögliche Zeit, wie sie alle wussten, um seinem Arbeitgeber, und das war Will Upman in den letzten drei Monaten für Nicola gewesen, einen Besuch abzustatten. »Sie hat gesagt, sie wolle eine lange Wanderung machen und im Zelt übernachten. Du willst mir doch nicht weismachen, dass du im Ernst glaubst, da wäre sie auf dem Heimweg noch bei Will Upman vorbeigefahren, um einen kleinen Schwatz mit ihm zu halten. Im Übrigen verstehe ich überhaupt nicht, wieso Nicola ihre Verabredung mit Julian vergessen haben soll. Das ist ihr doch noch nie passiert.« Nan blickte Julian forschend an und fragte behutsam: »Hattet ihr beide Streit?«

Julians Unbehagen entsprang zwei Ursachen: der Notwendigkeit, diese Frage ein zweites Mal zu beantworten, und der Erkenntnis, dass Nicola ihren Eltern nichts von ihrem Vorhaben erzählt hatte, für immer aus Derbyshire wegzugehen. Sonst hätten diese wohl kaum geglaubt, sie habe sich um einen Job für den nächsten Sommer bemühen wollen.

»Im Gegenteil«, entschloss Julian sich zu sagen, »wir haben über Heirat geredet. Über die Zukunft.«

Nan sah ihn groß an. Angst und Besorgnis wichen so etwas wie Erleichterung. »Über Heirat? Nicola hat ja gesagt? Wann denn? Ich meine, wann ist denn das alles passiert? Uns hat sie kein Wort davon verraten. Ach, das sind ja herrliche Neuigkeiten! Einfach wunderbar. Lieber Himmel, Julian, ich fühl mich wie beschwipst. Hast du es deinem Vater schon gesagt?«

Julian wollte nicht lügen, aber er brachte es auch nicht über sich, die ganze Wahrheit zu sagen. Er wählte den vagen Mittelweg. »Also, eigentlich sind wir im Moment nur dabei, darüber zu reden. Das wollten wir auch heute Abend noch mal tun.«

Andy Maiden hatte Julian bei seinen Worten mit einem Blick beobachtet, als wüsste er genau, dass ein ernsthaftes Gespräch über Heirat zwischen seiner Tochter und Julian Britton so unwahrscheinlich war wie eine Diskussion über Schafzucht. Er sagte: »Moment mal! Ich dachte, ihr wolltet nach Sheffield.«

»Stimmt. Aber unterwegs wollten wir reden.«

»Also, das hätte Nicola doch nie vergessen!«, behauptete Nan. »Welche Frau vergisst eine Verabredung, bei der über Heirat gesprochen werden soll.« Zu ihrem Mann gewandt, fügte sie hinzu: »Das solltest du doch wirklich wissen, Andy.« Sie schwieg einen Moment, in Gedanken offenbar noch bei ihrer letzten Bemerkung, während Julian vermerkte, dass Andy die Frage nach dem Telefongespräch immer noch nicht beantwortet hatte. Nan war inzwischen zu ihrer eigenen Schlussfolgerung gekommen. »Mein Gott! Du hast die Polizei angerufen, nicht wahr? Du glaubst, dass ihr etwas zugestoßen ist, weil sie nicht hier war, als Julian kam. Und du wolltest mir das verschweigen. Ist es nicht so?«

Weder Andy noch Julian sagten etwas. Das war ihr Antwort genug.

»Und was hätte ich denken sollen, wenn plötzlich die Polizei hier angerückt wäre?«, fragte sie aufgebracht. »Oder hast du dir vorgestellt, ich würde in aller Gemütsruhe weiter Kaffee servieren und keine Fragen stellen?«

»Ich wusste, dass du dir Sorgen machen würdest«, erklärte Andy. »Aber dazu besteht vielleicht überhaupt kein Anlass.«

»Nicola könnte irgendwo da draußen in der Dunkelheit herumirren oder verunglückt sein, und du – ihr beide wolltet das vor mir verbergen, weil ich mir *Sorgen* machen könnte?«

»Bitte, du fängst ja jetzt schon an, dich aufzuregen. Genau deshalb wollte ich erst mit dir reden, wenn Grund dazu besteht. Wahrscheinlich gibt es eine ganz harmlose Erklärung. Julian und ich sind da ziemlich sicher. Wir werden das in ein, zwei Stunden geklärt haben, Nancy.«

Nan versuchte, eine Haarsträhne hinter ihr Ohr zu schieben.

Sie trug ihr Haar in einem eigenartigen Schnitt – oben relativ lang und stark gestutzt an den Seiten –, und es war zu kurz, um hinter ihrem Ohr zu bleiben. Es fiel augenblicklich wieder nach vorn.

»Wir suchen sie«, erklärte sie entschieden. »Einer von uns muss sofort anfangen, sie zu suchen.«

»Es ist doch sinnlos, dass einer allein loszieht«, widersprach Julian. »Wir haben ja keine Ahnung, wo sie ist.«

»Aber wir kennen ihre Lieblingsziele – Arbor Low, Thor's Caves, Peveril Castle.« Nan zählte noch ein halbes Dutzend weiterer Orte auf und bestätigte damit, ohne es zu wollen, im Grunde nur Julians Bemerkung: Nicolas bevorzugte Ziele lagen im ganzen Peak District verstreut, einige weit im Norden, an den Außenbezirken von Holmfirth, andere in genau entgegengesetzter Richtung, unten bei Ashbourne und dem unteren Teil des Tissington-Wegs. Um sie zu finden, brauchte es ein Team von Leuten.

Andy nahm eine Flasche und drei Gläser aus dem Schrank und goss Kognak ein. Er reichte die Gläser herum und sagte: »Runter damit.«

Nan nahm das Glas, aber sie trank nicht. »Ich weiß, dass ihr etwas zugestoßen ist.«

»Wir wissen gar nichts. Deshalb ist jetzt die Polizei auf dem Weg hierher.«

Die Polizei traf etwa eine halbe Stunde später in Gestalt eines Constables namens Price ein. Er stellte ihnen die erwarteten Fragen: Wann sie aufgebrochen sei; wie sie ausgerüstet gewesen sei; ob sie den Ausflug allein unternommen habe; in was für einer Gemütsverfassung sie gewesen sei: deprimiert? Unglücklich? Unruhig? Was sie ihren eigenen Worten nach vorgehabt habe; ob sie eine feste Zeit für ihre Rückkehr angegeben habe; wer zuletzt mit ihr gesprochen habe; ob sie Besuch gehabt, Briefe oder Anrufe erhalten habe; ob irgendein Ereignis der letzten Zeit sie veranlasst haben könne, zu verschwinden.

Julian bemühte sich mit Andy und Nan Maiden, dem Constable den Ernst der Lage klarzumachen. Aber der schien entschlossen, die Dinge auf seine Weise zu erledigen – umständlich und mit nervtötender Betulichkeit. Bedächtig malte er Buchstabe um Buchstabe, als er eine Beschreibung von Nicola aufnahm. Dann

wollte er Genaueres über ihre Ausrüstung wissen. Schließlich ließ er sich berichten, welcher Art ihre Aktivitäten in den letzten zwei Wochen gewesen waren. Und er schien fasziniert von der Tatsache, dass sie am Morgen vor ihrem Start von drei Personen angerufen worden war, die es abgelehnt hatten, Nan, die die Anrufe zunächst entgegengenommen hatte, ihre Namen zu nennen.

»Ein Mann und zwei Frauen?«, fragte der Constable viermal.

»Ich weiß es nicht, ich weiß es einfach nicht. Und was spielt das schon für eine Rolle?«, fragte Nan gereizt. »Es kann zweimal dieselbe Frau gewesen sein. Was ist daran so wichtig? Was hat das mit Nicola zu tun?«

»Aber nur ein Mann?«, insistierte Constable Price.

»Lieber Gott, wie oft muss ich Ihnen noch –«

»Ein Mann«, sagte Andy.

Nan presste ärgerlich die Lippen zusammen. Ihre Blicke bohrten Löcher in Prices Kopf. »Ja, ein Mann«, wiederholte sie.

»Aber Sie waren das nicht?« fragte Price Julian.

»Ich kenne Julians Stimme«, warf Nan ein. »Es war nicht Julian.«

»Aber Sie stehen in enger Beziehung zu der jungen Dame, Mr. Britton?«

»Die beiden sind verlobt«, erklärte Nan.

»Nicht direkt verlobt«, korrigierte Julian hastig und verfluchte sich, als er spürte, wie ihm wieder diese verräterische rotglühende Hitze ins Gesicht stieg.

»Hatten Sie vielleicht einen kleinen Streit?«, erkundigte sich Price, dem offenbar nicht so leicht etwas entging. »Gab es da vielleicht einen anderen Mann?«

Herrgott noch mal, dachte Julian verbittert. Warum vermuteten alle immer gleich, sie hätten Streit gehabt? Nicht ein hartes Wort war zwischen ihnen gefallen. Dazu war gar keine Zeit gewesen.

Nein, sie hätten keinen Streit gehabt, erklärte Julian ruhig. Und von einem anderen Mann wisse er nichts. Aber auch gar nichts, fügte er nachdrücklich hinzu.

»Sie waren verabredet, um über ihre Heiratspläne zu reden«, bemerkte Nan.

»Also, eigentlich –«



»Seien Sie doch mal ehrlich, kennen Sie eine Frau, die so eine Verabredung einfach vergessen würde?«

»Und Sie sind sicher, dass sie die Absicht hatte, spätestens heute Abend zurück zu sein?«, wandte sich der Constable an Andy. Sein Blick glitt über seine Aufzeichnungen, und er fügte hinzu: »Ihrer Ausrüstung nach könnte sie einen längeren Ausflug geplant haben.«

»Ich habe mir weiter keine Gedanken gemacht, bis Julian kam, um sie abzuholen«, gab Andy zu.

»Ah.« Der Constable musterte Julian mit übertriebenem Argwohn. Dann klappte er sein Heft zu. Aus dem Funkgerät, das an einem Riemen von seiner Schulter hing, quoll unverständliches Geplapper. Er drehte es leiser und packte sein Heft ein. »Tja, sie ist ja früher schon mal durchgebrannt, was anderes ist das hier auch nicht, denke ich. Wir werden jetzt erst mal abwarten, bis –«

»Was reden Sie da?«, fiel Nan ihm ins Wort. »Sie haben es hier doch nicht mit einer jugendlichen Ausreißerin zu tun. Unsere Tochter ist fünfundzwanzig Jahre alt. Sie ist eine verantwortungsbewusste, erwachsene Frau. Sie arbeitet. Sie hat einen Freund. Sie hat eine Familie. Sie ist nicht durchgebrannt. Sie ist verschwunden.«

»So scheint es im Moment vielleicht«, stimmte der Constable zu. »Aber da sie, wie gesagt, früher schon mal durchgebrannt ist – das geht aus unseren Unterlagen hervor, Madam –, können wir nicht kurzerhand ein Team rausschicken, solange wir nicht wissen, ob sie möglicherweise wieder weggelaufen ist.«

»Sie war siebzehn, als sie das letzte Mal weggelaufen ist«, hielt Nan ihm entgegen. »Wir waren gerade aus London hierher gezogen. Sie war einsam, unglücklich. Wir hatten alle Hände voll zu tun, mussten das Haus in Ordnung bringen und hatten nicht genug Zeit für sie. Sie brauchte lediglich Zuwendung –«

»Nancy!« Andy schob ihr beschwichtigend die Hand in den Nacken.

»Wir können doch nicht einfach die Hände in den Schoß legen!«

»Was anderes bleibt Ihnen nicht übrig«, sagte der Constable ungerührt. »Wir haben unsere Vorschriften. Ich gebe meinen Be-

richt ab, und wenn sie bis morgen um diese Zeit nicht wiederaufgetaucht ist, nehmen wir uns die Sache noch einmal vor.«

Zornig drehte sich Nan nach ihrem Mann um. »Tu was! Ruf doch einfach selbst bei der Bergrettung an.«

Julian mischte sich ein. »Nan, die Bergrettung kann eine Suchaktion erst starten, wenn sie wenigstens eine Ahnung hat ...« Er wies zum Fenster, als erklärte das alles.

Er war selbst Mitglied des Bergrettungsdiensts und hatte an Dutzenden von Einsätzen teilgenommen. Immer mussten die Retter zumindest eine allgemeine Vorstellung davon haben, wo sie mit ihrer Suche nach einem in Not geratenen Wanderer beginnen sollten.

Da weder Julian noch Nicolas Eltern auch nur eine Vermutung hatten, wo Nicola zu ihrer Fußwanderung gestartet war, blieb ihnen keine andere Möglichkeit, als zu warten, bis es hell wurde und die Polizei einen Hubschrauber von der Royal Air Force anfordern konnte.

Julian wusste, dass sie mit diesen spärlichen Informationen zu so später Stunde höchstens erreichen konnten, dass Constable Price bei der nächsten Bergrettungsorganisation anrief, um zu veranlassen, dass man dort gleich bei Tagesanbruch freiwillige Helfer zusammenzog.

Doch es war ihnen offensichtlich nicht gelungen, den Constable vom Ernst der Lage zu überzeugen, sonst hätte er ohne Umschweife seine Vorgesetzten unterrichtet und darauf hingewiesen, dass ein Einsatz der Bergrettung erforderlich sei. Da er dazu jedoch nicht bereit war, blieb nur das Warten. Die Bergrettung reagierte nur auf Aufforderung der Polizei. Und die Polizei war – zumindest was Constable Price betraf – vorläufig nicht bereit, etwas zu unternehmen.

Julian sah Andy an, dass er zu dem gleichen Schluss gekommen war. Er sagte: »Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, Constable«, und fügte, als seine Frau protestieren wollte, hinzu: »Wir rufen Sie an, wenn unsere Tochter bis morgen Abend nicht wieder da ist.«

»Andy!«

Er legte ihr den Arm um die Schultern, und sie drückte ihr Gesicht an seine Brust. Schweigend wartete er, bis der Polizei-

beamte hinausgegangen und in seinem Wagen davongefahren war. Dann sagte er zu Julian, nicht zu Nan: »Sie wandert am liebsten am White Peak, Julian. In der Rezeption liegen Karten. Würdest du die mal herholen? Damit wir uns die Suche einteilen können.«

Es war kurz nach sieben, als Julian am nächsten Morgen nach Maiden Hall zurückkam. Er fühlte sich so zerschlagen, als hätte er jeden möglichen Ort von Consall Wood bis Alport Height durchforscht. Mit der Taschenlampe in der einen Hand und dem Megaphon in der anderen hatte er sich ohne Hoffnung auf die Suche gemacht. Er war auf dem dichtumlaubten Waldweg von Wettonmill aus den steilen Hang zu Thor's Cave hinaufgestapft. Er hatte das Gelände am River Manifold durchkämmt. Er hatte den Strahl seiner Taschenlampe die Flanke des Thorpe Cloud hinaufgesandt. Er war dem River Dove in südlicher Richtung bis zu dem mittelalterlichen Herrenhaus in Norbury gefolgt. Von Alton aus, einem kleinen Dorf, war er eine weite Strecke auf dem Staffordshireweg gewandert. Er war die einspurigen, von Hecken gesäumten Straßen hinauf- und hinuntergefahren, die Nicola bevorzugte. Immer wieder hatte er innegehalten und über das Megaphon ihren Namen gerufen. Bestrebt, sich bemerkbar zu machen, hatte er im Lauf seiner achttündigen Suchaktion überall Schafe, Bauern und Camper aus dem Schlaf gerissen. Er hatte keinen Moment daran geglaubt, dass er Nicola finden würde, aber wenigstens hatte er etwas *getan*, anstatt zu Hause am Telefon zu sitzen und zu warten. Dem Ende zu waren nur Angst und Hoffnungslosigkeit geblieben. Und totale Erschöpfung, begleitet von brennenden Augen, lahmen Beinen und Rückenschmerzen von der nächtlichen Strapaze.

Und Hunger hatte er. Er hätte eine ganze Hammelkeule heruntergeschlungen, wenn jemand ihm eine angeboten hätte. Merkwürdig, dachte er, am vergangenen Abend erst hatte er vor lauter Spannung und Nervosität sein Essen kaum anrühren können. Samantha war sogar ein wenig beleidigt darüber gewesen, dass er in ihrer köstlichen Seezunge mit Mandeln nur lustlos herumgestochert hatte. Sie hatte seine Appetitlosigkeit persönlich genommen, und während sein Vater schlüpfriß gewitzelt hatte, dass ein Mann eben andere Gelüste zu stillen habe, hatte

Samantha die Lippen zusammengekniffen und den Tisch abgedeckt.

Jetzt hätte er einem üppigen Frühstück, wie sie es aufzutischen pflegte, Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Aber so, wie die Dinge lagen ... Es schien einfach unangebracht, an Essen zu denken – geschweige denn, darum zu bitten –, auch wenn die zahlenden Gäste von Maiden Hall sich spätestens in einer halben Stunde über das üppige Buffet hermachen würden, das so ziemlich alles bot, von Cornflakes bis zu Räucherfisch.

Doch er hätte sich kein Kopfzerbrechen über seine unangemessenen Gelüste zu machen brauchen. Als er in die Küche von Maiden Hall trat, sah er Nan Maiden vor einem Teller mit Rühreiern, Champignons und Würstchen sitzen, der völlig unberührt war. Sie schob ihn ihm sofort mit den Worten hin: »Sie sagen, ich muss was essen, aber ich kann nicht. Bitte nimm. Ich kann mir vorstellen, dass du jetzt was Kräftiges gebrauchen kannst.«

»Sie«, das waren die Küchenhilfen, die immer vormittags kamen: zwei Frauen aus dem nahe gelegenen Dorf Grindelford, die morgens, wenn die raffinierten Kochkünste Christian-Louis' nicht erforderlich waren und bei den Gästen sicherlich auch nicht erwünscht gewesen wären, in der Küche das Regiment führten.

»Nimm es dir mit, Julian.« Nan stellte eine Kaffeekanne auf ein Tablett mit Tassen, Milch und Zucker und ging ihm voraus in den Speisesaal.

Nur ein Tisch war besetzt. Nan nickte dem Paar zu, das sich an das Erkerfenster mit Blick auf den Garten gesetzt hatte, und erkundigte sich höflich, wie die beiden die Nacht verbracht und was für Pläne sie für den kommenden Tag hatten, ehe sie sich zu Julian an den Tisch etwas abseits setzte.

Nan schminkte sich nie, und das erwies sich an diesem Morgen als Nachteil. Ihre Augen lagen tief eingesunken, die Tränensäcke waren geschwollen. Ihr Gesicht, leicht sommersprossig von den Fahrten auf dem Mountainbike, die sie in jeder freien Stunde unternahm, um sich fit zu halten, war bleich. Von der Nase zu den Lippen – die längst die natürliche Röte der Jugend verloren hatten – zogen sich haarfeine Linien, die geisterhaft weiß waren. Sie hatte nicht geschlafen; das war deutlich zu sehen.

Doch sie hatte sich umgezogen. Es ging schließlich nicht, dass die Eigentümerin von Maiden Hall ihre Gäste am Morgen in derselben Garderobe begrüßte, die sie am Abend zuvor beim Dinner getragen hatte. Sie hatte also das Cocktailkleid abgelegt und trug stattdessen eine lange Hose und Bluse.

Sie schenkte den Kaffee ein, während Julian zu essen begann, und sagte dann: »Erzähl mir, wie war das mit eurer Verlobung, Julian? Ich brauche etwas, das mich davon ablenkt, an das Schlimmste zu denken.« Ihr kamen die Tränen, ihr Blick wirkte glasig und verschwommen, aber sie weinte nicht.

Julian zwang sich ebenfalls zur Selbstbeherrschung. »Wo ist Andy?«

»Noch nicht wieder da.« Sie umfasste ihre Tasse mit beiden Händen, so fest, dass ihre Finger – deren Nägel wie immer bis zum Fleisch hinunter abgekaut waren – weiß anliefen. »Erzähl mir von euch beiden, Julian. Bitte.«

»Es wird bestimmt alles gut«, sagte er. Er brachte es jetzt nicht fertig, sich irgendeine Geschichte auszudenken, etwa der Art, dass er und Nicola sich wie zwei gewöhnliche Sterbliche ineinander verliebt und, dieser Liebe gewahr geworden, beschlossen hatten, sich ein gemeinsames Leben aufzubauen. An so etwas konnte er im Moment gar nicht denken. »Sie wandert nicht das erste Mal. Sie kennt das Gebiet. Und sie ist voll ausgerüstet.«

»Das weiß ich. Aber ich möchte nicht darüber nachdenken, was es bedeutet, dass sie nicht nach Hause gekommen ist. Bitte, erzähl mir von eurer Verlobung. Wo wart ihr, als du sie gefragt hast? Was hast du gesagt? Wie stellt ihr euch die Hochzeit vor? Und wann soll sie sein?«

Nans Gedanken erschreckten ihn. Sie rückten Möglichkeiten ins Blickfeld, mit denen er sich nicht befassen wollte. Das eine hätte ihn gezwungen, das Udenkbare zu denken. Das andere hätte nur neue Lügen herausgefordert.

Er wich aus. »Nicola wandert in den Peaks, seit ihr aus London hierhergekommen seid. Selbst wenn sie verletzt ist, weiß sie genau, was sie zu tun hat, bis Hilfe kommt.« Er lud sich eine Portion Eier und Pilze auf die Gabel. »Unser Glück ist, dass sie mit mir verabredet war. Weiß der Himmel, wann wir sonst angefangen hätten, nach ihr zu suchen.«

Nan sah weg, aber ihre Augen waren immer noch feucht. Sie senkte den Kopf.

»Du solltest optimistisch sein«, fuhr Julian fort. »Sie ist gut ausgerüstet. Und sie gerät in brenzligen Situationen nie in Panik. Das wissen wir doch.«

»Aber wenn sie gestürzt ist ... oder sich in einer der Höhlen verirrt hat ... Julian, so was kommt immer wieder vor. Du weißt es doch. Man kann noch so gut vorbereitet sein, das Schlimmste kann immer passieren.«

»Aber es gibt doch überhaupt keinen Hinweis darauf, dass etwas passiert ist. Ich habe nur im südlichen Teil vom White Peak gesucht. Das Gebiet ist so groß, dass man es alleine gar nicht schafft, es in einer einzigen Nacht im Stockdunklen von Anfang bis Ende zu durchkämmen. Sie kann praktisch überall sein. Sie kann sogar zum Dark Peak gefahren sein, ohne dass wir es wissen.«

Er sagte nichts von den nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten, mit denen die Bergrettung zu kämpfen hatte, wenn tatsächlich jemand im Dark Peak verschwand. Es hätte Nan nicht geholfen, wenn man ihre mühsam bewahrte Haltung zerschlagen hätte. Im Übrigen wusste sie über den Dark Peak so gut Bescheid wie er; er brauchte sie nicht darüber aufzuklären, dass im Gegensatz zum White Peak im Süden, der größtenteils durch Straßen erschlossen war, der Dark Peak im Norden nur zu Pferd, zu Fuß oder mit dem Hubschrauber überquert werden konnte. Wenn sich dort oben ein Wanderer verirrte oder verunglückte, mussten gewöhnlich Suchhunde eingesetzt werden, um ihn aufzuspüren.

»Aber sie hat gesagt, dass sie dich heiraten will.« Nans Worte schienen eher an sie selbst gerichtet als an Julian. »Das hat sie doch gesagt, Julian?«

Sie schien so versessen darauf, etwas über die Heirat zu erfahren, dass Julian sich getrieben fühlte, ihr entgegenzukommen. »Beim Ja oder Nein waren wir eigentlich noch nicht angelangt. Darüber wollten wir gestern Abend reden.«

Nan hob ihre Tasse mit beiden Händen zum Mund und trank. »War sie ... wirkte sie erfreut? Ich frage nur, weil ich den Eindruck hatte, dass sie ... Na ja, sie hatte anscheinend irgendwelche Pläne, und ich bin mir nicht sicher ...«

Bedächtig spießte Julian einen gebratenen Champignon auf.  
»Pläne?«

»Ich dachte ... ja, den Anschein hatte es.«

Er sah Nan an. Sie sah ihn an. Er senkte als Erster den Blick. Ruhig sagte er: »Ich weiß nichts von irgendwelchen Plänen, Nan.«

Die Küchentür wurde einen Spalt geöffnet, das Gesicht einer der Grindleford-Frauen zeigte sich. »Äh – Mrs. Maiden, Mr. Britton«, sagte sie leise, beinahe scheu, und wies mit einer Kopfbewegung zur Küche. Was so viel bedeutete wie: »Sie werden gewünscht.«

Andy stand mit gesenktem Kopf vor einem der Arbeitstische, die Hände auf die Platte gestützt. Als seine Frau ihn anrief, blickte er auf.

Sein Gesicht war eingefallen vor Erschöpfung, graue Bartstopfeln verdunkelten seine Wangen. Sein graues Haar war ungekämmt, sah zerzaust aus. Er warf einen kurzen Blick auf Nan. Julian machte sich darauf gefasst, das Schlimmste zu hören.

»Ihr Wagen steht am Rand vom Calder Moor«, sagte Andy.

Nan ballte die Hände an ihrer Brust zu Fäusten. »Gott sei Dank.«

Andy sah sie nicht an. Sein Gesichtsausdruck verriet, dass es noch keinen Grund gab, erleichtert zu sein. Das war auch Julian klar. Und es wäre auch Nan in den Sinn gekommen, hätte sie sich die Zeit genommen, darüber nachzudenken. Das Hochmoor umfasste ein riesiges Gebiet. Es begann unmittelbar westlich der Straße, die Blackwell mit Brough verband, weite Flächen waren mit Heidekraut und Ginster bedeckt, innerhalb seiner Grenzen befanden sich vier Höhlen, zahlreiche Hügelgräber und Festungswerke aus frühgeschichtlicher Zeit von der Altsteinzeit bis zur Eisenzeit, Sandsteinfelsen und Kalksteinhöhlen und -spalten, durch die schon mehr als ein törichter Ausflügler aus reiner Abenteuerlust gekrochen und dann hoffnungslos stecken geblieben war.

Julian wusste, dass all dies Andy durch den Kopf ging, als er da am Ende einer langen nächtlichen Suche in der Küche stand. Aber Andy bekümmerte noch etwas. Andy *wusste* etwas. Die Art, wie er sich plötzlich aufrichtete und begann, die Knöchel der ei-



nen Hand gegen den Ballen der anderen zu schlagen, machte das offenkundig.

»Andy!«, sagte Julian. »Herrgott noch mal, sag's uns.«

Andy sah endlich seine Frau an. »Der Wagen steht nicht am Straßenrand, wie man denken würde.«

»Wo dann?«

»Er steht hinter einer Mauer. Außer Sicht. An der Straße, die von Sparrowpit kommt.«

»Aber das ist doch gut«, sagte Nan eifrig. »Sie hatte vor, über Nacht wegzubleiben, und wollte den Wagen nicht direkt an der Straße stehenlassen, wo jeder ihn hätte sehen können. Sonst wäre vielleicht jemand auf die Idee gekommen einzubrechen.«

»Das ist richtig«, bestätigte Andy. »Aber der Wagen steht nicht allein da.« Mit einem Blick zu Julian, als wollte er sich entschuldigen, fügte er hinzu: »Daneben steht ein Motorrad.«

»Vielleicht jemand, der einen Tagesausflug gemacht hat«, meinte Julian.

»Um diese Zeit?« Andy schüttelte den Kopf. »Es war nass vom Tau. Wie Nicolas Wagen. Es steht genauso lange da.«

Nan sagte schnell: »Dann ist sie nicht allein losgezogen, sondern hat sich am Moor mit jemandem getroffen?«

»Oder ihr ist jemand gefolgt«, warf Julian beklommen ein.

»Ich rufe jetzt die Polizei an«, sagte Andy. »Jetzt werden sie gewiss die Bergrettung hinzuziehen.«

Wenn ein Patient starb, suchte Phoebe Neill Trost in der Natur. Das tat sie immer. Und im Allgemeinen tat sie es allein. Sie hatte den größten Teil ihres Lebens allein verbracht und fürchtete die Einsamkeit nicht. Und in der Synthese von Einsamkeit und Natur fand sie Tröstung. Nichts stand dann zwischen ihr und dem Schöpfer. Draußen unter dem freien Himmel konnte sie sich mit dem Tod eines anderen Menschen und dem Willen Gottes ausöhnen. Sie wusste, dass der Körper, in dem wir wohnen, nur eine Hülle ist, an die wir eine Zeitlang gebunden sind, ehe wir zur nächsten Phase unserer Entwicklung in die geistige Welt eintreten.

An diesem Morgen jedoch war es anders. Gewiss, am Abend zuvor war ein Patient gestorben. Gewiss, auch diesmal suchte

Phoebe Neill Trost in der Natur. Aber diesmal war sie nicht allein. Sie hatte einen Hund mit, einen Mischling zweifelhafter Abstammung. Das Tier hatte dem jungen Mann gehört, dessen Leben gerade zu Ende gegangen war.

Sie selbst hatte Stephen Fairbrook im letzten Jahr seiner Krankheit dazu überredet, sich einen Hund als Gefährten anzuschaffen. Und als offenkundig geworden war, dass Stephens Lebensende näherrückte, wusste sie, dass sie ihm helfen konnte, wenn sie ihn wegen des Hundes beruhigte. »Stevie, ich nehme Benbow zu mir, wenn es so weit ist«, hatte sie ihm eines Morgens gesagt, als sie seinen knochigen Körper gewaschen und mit einer Lotion eingerieben hatte. »Sie brauchen sich seinetwegen keine Sorgen zu machen. In Ordnung?«

*Du kannst jetzt sterben*, waren die eigentlichen Worte dahinter, aber sie blieben unausgesprochen. Nicht weil die Wörter *Sterben* oder *Tod* im Beisein Stephen Fairbrooks tabu waren; sie waren ihm altvertraute Gefährten, seit er von seiner Krankheit in Kenntnis gesetzt worden war. Er hatte zahllose Behandlungen über sich ergehen lassen, in der Hoffnung, doch noch eine Heilung zu erleben. Er hatte zugesehen, wie er immer mehr abmagerte, wie ihm die Haare ausfielen und sich überall auf seiner Haut Flecken bildeten, die in offene Wunden ausbrachen. Man brauchte ihm diese Worte nicht mehr zu erklären.

Am letzten Lebenstag seines Herrn hatte Benbow, der Hund, gewusst, dass es mit Stephen zu Ende ging. Stunde um Stunde lag das Tier ruhig an seiner Seite, bewegte sich nur, wenn Stephen sich bewegte, hielt seine Schnauze in Stephens Hand gedrückt bis zum letzten Moment. Der Hund hatte noch vor Phoebe gewusst, dass Stephen tot war. Er war winselnd aufgestanden, hatte einmal aufgeheult und war still geblieben. Dann hatte er sich in seinen Korb verkrochen, bis Phoebe ihn zu sich geholt hatte.

Als Phoebe jetzt den Wagen in einer Parkbucht an einer Feldmauer anhielt und nach der Leine griff, stellte sich der Hund auf die Hinterbeine und wedelte freudig mit dem buschigen Schwanz. Er bellte einmal laut, und Phoebe lächelte. »Ja. Ein Spaziergang wird uns beiden guttun, du Racker.«

Sie stieg aus, und Benbow folgte. Behände sprang er aus dem Vauxhall und begann sofort zu schnüffeln, die Nase dicht am san-

digen Boden. Er zog Phoebe direkt zu der Trockenmauer und lief schnüffelnd an ihr entlang bis zu dem Zauntritt, den man übersteigen musste, um auf das Moor zu gelangen. Mit Schwung übersprang er ihn, blieb drüben stehen und schüttelte sich kräftig. Er spitzte die Ohren und neigte den Kopf schräg zur Seite, kläffte ein paarmal kräftig, um Phoebe wissen zu lassen, dass ihm nach gründlichem Auslauf und nicht nach einem braven Spaziergang an der Leine zumute war.

»Das geht nicht, Benbow«, sagte Phoebe. »Erst müssen wir uns hier mal umschaun und sehen, wo wir hier überhaupt sind.« Sie war eine sehr vorsichtige und übermäßig fürsorgliche Person. Für die Bettlägerigen und Sterbenden, die sie zu betreuen hatte, war das gut, besonders für jene, die äußerste Wachsamkeit von Pfleger oder Pflegerin verlangten. Aber Kinder oder Haustiere machte diese ständige Fürsorge entweder zu Angsthasen oder zu Rebellen. Das hatte Phoebe rein intuitiv immer gewusst, deshalb hatte sie keine Kinder, obwohl es ihr an Gelegenheit nicht gefehlt hatte. Und einen Hund hatte sie bisher auch nie gehabt.

»Ich möchte bei dir gern alles richtig machen, Benbow.« Der Mischling hob den Kopf mit dem zottigen hellbraunen Fell, das fast seine Augen verdeckte, und sah sie an. Dann drehte er sich herum und strebte dem Moor entgegen, der endlos erscheinenden Heide, die wie eine violette Decke ausgebreitet über der Landschaft lag.

Normalerweise hätte selbst Phoebe den Hund ohne weitere Überlegung frei laufen lassen. Doch dieses scheinbar stille, glatte Meer violetter Blüten war trügerisch. Alte Sandsteinbrüche bildeten unerwartete Krater in der Landschaft, in die der Hund abstürzen konnte, und die Höhlen, Bleigruben und Felsspalten waren für jedes Tier eine unwiderstehliche Verlockung. Unwiderstehlich genug für Benbow, so fürchtete Phoebe Neill, um ihn allen Gehorsam vergessen zu lassen. Doch sie war bereit, Benbow in einem der vielen Birkenhaine, die in unregelmäßiger Anordnung das Moor sprenkelten, freien Lauf zu lassen. Sie nahm ihn also fest an der Leine und schlug den Weg nach Nordwesten ein, wo die berühmteste dieser Birkengruppen stand.

Es war ein schöner Morgen, aber es waren noch keine Wanderer unterwegs. Die Sonne stand tief am östlichen Himmel, so dass

Phoebes Schatten weit von ihr strebte, als wollte er den kobaltblauen Horizont erreichen, an dem sich weiße Schäfchenwolken zusammendrängten. Es war fast windstill, nur ein leichtes Lüftchen strich ab und zu gegen Phoebes Windjacke und blies Benbow das strubbelige Fell aus den Augen. Die sanfte Brise war, so weit Phoebe das wahrnehmen konnte, vollkommen geruchlos. Und die einzigen Geräusche waren das Krächzen einer unfreundlichen Rabenschar irgendwo auf dem Moor und das Blöken von Schafen in der Ferne.

Eifrig schnüffelnd trottete Benbow vor ihr her, die Nase am Boden, um jedes Stück Weg zu erforschen, einschließlich der Heidekrautbüschel, die den Fußpfad begrenzten. Als Stephen überhaupt nicht mehr aus dem Bett hatte aufstehen können, hatte Phoebe dreimal täglich einen Spaziergang mit dem Hund unternommen, und er war immer brav an der Leine gegangen. Auch jetzt brauchte sie sich kaum um ihn zu kümmern, brauchte ihn weder hinter sich herzuziehen noch zurückzuhalten, und so hatte sie bei diesem Ausflug ins Moor die Muße zu beten.

Sie betete nicht für Stephen Fairbrook. Sie wusste, dass Stephen seinen Frieden gefunden hatte und das Unvermeidliche geschehen und nicht mehr zu ändern war. Aber sie betete um besseres Verstehen. Sie wollte wissen, warum diese Geißel über die Menschheit gekommen war, die die Besten, die Klügsten und häufig die, die am meisten zu geben hatten, tötete. Sie wollte wissen, was sie folgern sollte aus dem Tod junger Menschen, die sich nichts hatten zuschulden kommen lassen, aus dem Tod unschuldiger Kinder, die das Unglück hatten, von infizierten Müttern geboren zu werden, und aus dem Tod dieser unglückseligen Mütter selbst.

Anfangs hatte Phoebe geglaubt, in dieser Symphonie des Todes, die sie in den letzten Jahren begleitet hatte, müsse eine Botschaft enthalten sein. Aber sie begann allmählich zu erkennen, dass dieser Tod zu viele verschiedene Gesichter hatte. Er suchte sich seine Opfer in zu unterschiedlichen Lebenskreisen, als dass sich ein Muster hätte herausbilden lassen. Aus jahrelanger Erfahrung wusste sie, dass der Tod keine Unterschiede machte zwischen Großen und Kleinen, Bedeutenden und Unbedeutenden, Reichen und Armen, Starken und Schwachen. Mochte man noch

so viel Macht, Prestige oder Einfluss besitzen, der Tod ließ nicht mit sich handeln. In dieser Art des Sterbens jedoch zeigte der Tod sein schlimmstes Gesicht.

So ging und betete sie. Und wenn Benbow Lust bekam, ein wenig mehr Tempo zu machen, hielt sie bereitwillig mit. Bald diesem, bald jenem Pfad folgend, einmal hier abbiegend, einmal dort, wanderten sie immer weiter ins Moor hinein. Phoebe hatte keine Sorge, sich zu verlaufen. Sie wusste, dass sie ihre Wanderung südöstlich eines kleinen Sandsteinmassivs begonnen hatten, das den Namen Agricola's Throne trug. Es waren die Überreste eines einst mächtigen römischen Forts, ein Aussichtsplatz, der von der Form her einem riesigen Thronessel glich und sich am Rand des Moors erhob. Wer ihn bei einer Wanderung im Blick behielt, konnte sich kaum verlaufen.

Sie waren vielleicht eine Stunde marschiert, als Benbow, der bisher vergnügt schnuppernd vor sich hin getrabt war, plötzlich stehen blieb und die Ohren aufstellte. Sein Körper spannte, die Beine streckten sich. Der buschige Schwanz ragte wie ein steifer Federkiel reglos in die Luft. Er winselte leise.

Phoebe sah sich um. Vor ihnen befand sich das Birkenwäldchen, in dem sie Benbow von der Leine hatte lassen wollen. »Na, du bist mir vielleicht einer«, sagte sie. »Ein ganz schlauer Bursche, hm, Bennie?« Sie war überrascht und gerührt, dass der Hund offenbar das Gespür besaß, ihre Absichten zu ahnen. Sie hatte ihm im Stillen versprochen, ihn freizulassen, sobald sie das Wäldchen erreichten. Und hier war es. Er wusste, was sie vorhatte, und konnte es kaum erwarten, von der Leine genommen zu werden. »Ich kann's verstehen«, murmelte Phoebe, als sie sich bückte, um die Leine vom Halsband zu lösen. Sie wickelte sich den geflochtenen Ledergurt um die Hand und richtete sich seufzend auf, als der Hund schon davonschoss, hinein in die Bäume.

Lächelnd sah sie ihm nach, wie er, klein und kraftvoll, den Weg hinuntersprang. Er setzte seine Beine im Lauf wie Sprungfedern ein, schnellte auf allen vieren gleichzeitig in die Luft, als wollte er fliegen. Dann flitzte er um einen Geröllhaufen aus grobem Kalkstein am Rand des Hains herum und verschwand in den Birken.

Hier war der Zugang zu Nine Sisters Henge, einer von Erdwäl-

len umschlossenen Rundanlage aus der Jungsteinzeit, in der neun Steinsäulen unterschiedlicher Höhe standen. Das Ensemble aus Kreis und Steinen, vor mehr als 3500 Jahren vor Christus errichtet, kennzeichnete eine Stelle, an der frühgeschichtliche Menschen ihre Rituale vollzogen hatten. Damals hatte die Kultstätte auf freiem Land gestanden, nachdem Eichen- und Erlenwälder gerodet worden waren. Heute, da wieder Bäume im Vormarsch auf die Moorlandschaft waren, war sie von einem Kreis dichtwachsender Birken verdeckt.

Phoebe blieb stehen und schaute sich um. Der Himmel im Osten war wolkenlos, die Sonne drang ungehindert durch die Bäume, deren Borken, weiß wie Möwenflügel, mit rautenförmigen dunklen Aufsprüngen gemustert waren. Das Laub bildete im leichten Morgenwind einen flirrenden grünen Vorhang, der dem ahnungslosen Wanderer den Steinkreis verbarg. Ein einzelner Monolith stand wie ein steinerner Wächter vor dem Wäldchen. Im schräg einfallenden Licht bildeten seine natürlichen Unebenheiten tiefe Schatten, die sich, aus der Ferne gesehen, zu einem Gesicht vereinigten, dem strengen Antlitz eines Hüters uralter Geheimnisse.

Während Phoebe den Stein betrachtete, befahl sie ein unerklärliches Frösteln. Trotz der Brise war es vollkommen still. Kein Laut, keine menschliche Stimme. Es war zu still, fand Phoebe und fühlte sich unbehaglich. Plötzlich überkam sie das Gefühl, beobachtet zu werden.

Phoebe hielt sich für eine äußerst realistische Person, die weder zu Hirngespinnsten noch zu wild blühenden Phantasien von Spuk und Gespenstern und nächtlichen Poltergeistern neigte. Dennoch verspürte sie plötzlich das dringende Bedürfnis, diesen Ort zu verlassen, und rief nach dem Hund.

Nichts rührte sich.

»Benbow!«, rief sie ein zweites Mal. »Hierher! Komm jetzt!«

Nichts. Die Stille vertiefte sich. Der Wind legte sich. Und Phoebe spürte, wie sich die feinen Härchen in ihrem Nacken aufstellten.

Sie sollte dem Wäldchen nicht näher kommen, das spürte sie, ohne zu wissen, warum. Sie war doch früher schon zwischen den Steinen von Nine Sisters Henge umhergewandert, hatte einmal,

an einem schönen Frühlingstag, dort sogar gerastet und Picknick gemacht. Aber heute Morgen war hier irgendetwas ...

Ein scharfes Kläffen von Benbow, und mit einem Schlag stiegen, wie es schien, Hunderte von Raben in die Luft wie eine schwarze Wolke. Einen Moment lang verdunkelte sich der Himmel. Der Schatten, den die Raben warfen, glitt wie eine Riesenhand über Phoebe hinweg. Sie schauderte in dem deutlichen Gefühl, irgendwie gezeichnet worden zu sein, wie einstmals Kain, bevor er ins Land Nod jenseits von Eden zog.

Sie schluckte und wandte sich wieder dem Wäldchen zu. Von Benbow war nichts mehr zu hören. Auf ihre Rufe reagierte er nicht. Beunruhigt lief Phoebe den Weg hinunter, an dem steinernen Wächter der heiligen Stätte vorbei in die Bäume.

Sie standen dicht beieinander, aber die Besucher des Ortes hatten im Lauf der Jahre einen Pfad ausgetreten, der zwischen ihnen hindurchführte. Das natürliche Moorgras war hier niedergetrampelt und an manchen Stellen so dünn, dass die nackte Erde durchkam. Im niedrig wachsenden Gestrüpp zu beiden Seiten wucherten Heidelbeersträucher, und die letzten violetten Blüten des Knabenkrauts verströmten ihren charakteristischen Katzengeruch. Hier, in den Bäumen, suchte Phoebe nach Benbow, folgte widerstrebend dem Pfad, der sie immer näher an die alten Steine heranführte. Die Stille war beklemmend, wie eine stumme, aber vielsagende Vorbotin.

Endlich, als sie fast die Einfassung des Steinkreises erreicht hatte, hörte sie den Hund wieder. Er bellte irgendwo, dann verfiel er in Töne, die halb Winseln, halb Knurren waren und seine Furcht verrieten.

Besorgt, dass er auf einen Wanderer gestoßen sein könnte, der von seinen Annäherungsversuchen nicht erbaut war, eilte Phoebe, dem Geräusch folgend, zwischen den restlichen Bäumen hindurch in den Steinkreis. Das Erste, was ihr ins Auge fiel, war ein leuchtend blaues Häufchen am Fuß eines der aufrecht stehenden Monolithen. Und dieses Häufchen kläffte Benbow an und wich dann mit aufgestellten Nackenhaaren und flach angelegten Ohren vor ihm zurück.

»Was ist denn das?«, rief Phoebe. »Was hast du da gefunden, Benbow?« Nervös wischte sie sich die Hände an ihrem Rock und

blickte umher. Die Antwort auf ihre Frage erübrigte sich. Der Hund hatte ein Chaos vorgefunden. Die Mitte des Steinkreises war übersät mit weißen Federn, und überall flogen die verstreuten Sachen irgendwelcher achtloser Camper herum: ein Zelt, Kochgeschirr und ein geöffneter Rucksack, dessen Inhalt auf dem Boden herumlag.

Phoebe lief zwischen all diesem Müll hindurch zu ihrem Hund. Die Atmosphäre hier war ihr unheimlich. Sie wollte Benbow schnellstens wieder an die Leine nehmen und verschwinden.

»Benbow!«, rief sie. »Komm her.«

Der Hund kläffte noch lauter. Es war ein Kläffen, wie sie es noch nie vorher von ihm gehört hatte. Offensichtlich war es das blaue Häufchen, das ihn so erregte. Von ihm stammten die weißen Federn, die die Lichtung bedeckten wie die Flügel gemordeter Schmetterlinge.

Sie sah, dass es ein Schlafsack war, und als sie ihn mit der Schuhspitze anstieß, quollen aus dem langen Schlitz in der Nylonhülle noch ein paar Federn. Fast die ganze Daunenfüllung war entwichen, und was zurückgeblieben war, glich eher einer Plane. Der Reißverschluss des Schlafsacks war ganz geöffnet, und unter dem Stoff verbarg sich offensichtlich etwas, das dem Hund Angst machte.

Phoebe zitterten die Knie, aber sie zwang sich, es zu tun: Sie hob die Decke hoch. Benbow sprang zurück, so dass ihr Blick ungehindert auf das Grauen fiel, das der Schlafsack verhüllt hatte.

Blut. So viel Blut, wie sie nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte. Es war nicht mehr richtig rot, offensichtlich war es schon seit mehreren Stunden der Luft ausgesetzt. Aber Phoebe brauchte die Farbe nicht, um zu wissen, was sie vor sich hatte.

»O mein Gott!« Sie war zu Tode erschrocken.

Sie war dem Tod schon in vielerlei Gestalt begegnet, aber keine war so scheußlich gewesen wie diese. Zu ihren Füßen lag, wie ein Fötus zusammengerollt, ein junger Mann, vollständig schwarz gekleidet, schwarz auch das runzlig verbrannte Fleisch seiner einen Gesichtshälfte. Auch sein Haar, das zu einem Pferdeschwanz gebunden war, und der kleine Spitzbart waren schwarz. Schwarz waren die Fingernägel. Er trug einen Onyxring und ei-



nen schwarzen Ohrring. Nichts als Schwarz, bis auf das Blau des Schlafsacks und das dunkle Rot des Bluts. Und das war überall: auf dem Boden unter dem Jungen, in seinen Kleidern, rund um zahllose Wunden an seinem Körper.

Phoebe ließ den Schlafsack fallen und trat von dem Toten zurück. Ihr war heiß und kalt zugleich. Sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Sie ärgerte sich über ihren Mangel an Rückgrat. »Benbow?«, rief sie und hörte den Hund bellen. Er hatte die ganze Zeit gebellt, aber der Schock hatte vier ihrer Sinne betäubt und den fünften – ihr Auge – bis zur Unerträglichkeit geschärft.

Sie nahm den Hund kurzerhand auf den Arm und floh stolpernd vor dem Grauen.

Das Wetter war völlig umgeschlagen, als die Polizei eintraf. In den Peaks kam es öfter vor, dass ein sonniger Tag bei strahlend blauem Himmel plötzlich in grauem Nebel unterging. Der Dunst wälzte sich über den fernen Kamm des Kinder Scout und kroch aus Nordwesten kommend über die Hochmoore. Als die Polizei aus Buxton den Tatort abspernte, senkten sich die Nebelschwaden über die Männer wie Geister, die herabstiegen, um diesen Ort heimzusuchen.

Bevor Inspector Peter Hanken von der Kriminalpolizei sich auf den Weg zum Tatort machte, wo die Spurensicherung bereits an der Arbeit war, sprach er mit der Frau, die den Toten gefunden hatte. Sie saß, ihren Hund auf dem Schoß, hinten in einem Streifenwagen. Hanken hatte Hunde eigentlich sehr gern. Er hatte selbst zwei irische Setter, die ihm beinahe so lieb und teuer waren wie seine drei Kinder. Aber diesem hässlichen Mischlingshund mit dem ungepflegten, verdreckten Fell und den schlammbräunen Augen konnte er nichts abgewinnen. Der Köter stank wie ein Mülleimer, den man in der Sonne stehen gelassen hatte.

Die Sonne allerdings war nirgends zu sehen, und das trübte Hankens Stimmung noch mehr. Rundherum alles grau – der Himmel, die Landschaft, das dauergewellte Haar der alten Frau im Auto. Bei so viel Grau musste man ja trübsinnig werden.

Über den Wagen hinweg sagte Hanken zu Patty Stewart, einer Beamtin mit herzförmigem Gesicht und einem Busen, an dem

sich die Phantasie der meisten jüngeren Kollegen entzündete:  
»Name?«

Constable Stewart beantwortete alle offenen Fragen mit der für sie charakteristischen Kompetenz. »Phoebe Neill. Sie ist bei einem Pflegedienst angestellt. Aus Sheffield.«

»Was zum Teufel hatte sie hier draußen zu suchen?«

»Einer ihrer Patienten ist gestern Abend gestorben. Das ist ihr an die Nieren gegangen. Sie ist mit seinem Hund hierhergefahren, um ein Stück zu laufen. Das hilft, sagt sie.«

Hanken hatte in den Jahren seiner Arbeit den Tod oft genug erlebt. Seiner Erfahrung nach half da gar nichts. Er klatschte mit der offenen Hand auf das Wagendach und öffnete die Tür. »Gut, dann machen Sie mal«, sagte er zu Patty Stewart und stieg in den Wagen.

»Miss oder Mrs.?«, fragte er, nachdem er sich der alten Frau vorgestellt hatte.

Der Hund stemmte sich gegen ihre Hände, die sie ihm oberhalb der Vorderbeine um die Brust gelegt hatte. Sie hielt ihn eisern fest. »Er ist nicht bissig«, sagte sie. »Wenn Sie ihn nur mal an Ihrer Hand schnuppern lassen.« Als Hanken der Bitte nachkam, fügte sie hinzu: »Miss.«

Er ließ sich die Einzelheiten von ihr berichten und bemühte sich dabei, den Gestank des Hundes zu ignorieren. Er vergewisserte sich, dass sie keinerlei Anzeichen von Leben bemerkt hatte außer den Raben, die, wie Leichenfledderer das an sich haben, beim Erscheinen des Hundes das Weite gesucht hatten.

»Sie haben doch nichts angerührt?«, fragte er und kniff die Augen zusammen, als sie errötete.

»Ich weiß, wie man sich in so einer Situation zu verhalten hat. Man schaut sich ja ab und zu im Fernsehen einen Krimi an. Aber sehen Sie, ich hatte ja keine Ahnung, dass unter der Decke ein Toter lag – ich meine, unter dem Schlafsack. Es war keine Decke, es war ein aufgeschlitzter Schlafsack. Und überall lag Zeug herum, da kann es schon sein, dass ich –«

»Zeug?«, unterbrach Hanken ungeduldig.

»Na ja, Papiere. Campingsachen. Überall weiße Federn. Wie gesagt, es lag eine Menge Zeug herum.« Die Frau lächelte, rührend bemüht, es Hanken recht zu machen.

»Aber Sie haben nichts angerührt?«, fragte Hanken noch einmal.

Nein. Natürlich nicht. Außer der Decke, die hatte sie hochgehoben. Aber es war natürlich keine Decke gewesen, sondern ein Schlafsack. Und darunter hatte die Leiche gelegen. Wie schon gesagt –

Du lieber Gott, dachte Hanken, die Frau kann einem ja ein Loch in den Bauch reden. So etwas Aufregendes hatte sie wahrscheinlich noch nie erlebt und war nun entschlossen, dieses Ereignis gründlich auszukosten.

»Und als ich – als ich ihn gesehen habe ...« Sie zwinkerte hastig, als befürchtete sie, in Tränen auszubrechen, und wüsste schon, dass Hanken heulende Frauenzimmer nicht ausstehen konnte. »Ich glaube an Gott, wissen Sie, ich glaube, dass hinter allem, was geschieht, ein großer Plan steht. Aber wenn ein Mensch auf solche Weise sterben muss, stellt das meinen Glauben auf eine harte Probe. O ja.« Sie senkte den Kopf zu ihrem Hund, der sich herumdrehte und ihr die Nase leckte.

Hanken erkundigte sich, ob sie etwas brauche, ob es ihr lieber wäre, wenn ein Beamter sie nach Hause begleite. Er sagte, man werde ihr höchstwahrscheinlich weitere Fragen stellen müssen. Sie dürfe das Land vorläufig nicht verlassen. Sollte sie verreisen, so müsse sie ihn wissen lassen, wo sie zu erreichen sei. Allerdings glaube er nicht, dass er sie noch einmal brauchen würde. Aber manches an seiner Arbeit tat er ganz automatisch.

Ärgerlicherweise war der Tatort ziemlich abgelegen und nicht anders zu erreichen als zu Fuß, mit dem Mountainbike oder einem Hubschrauber. Angesichts dieser begrenzten Möglichkeiten hatte Hanken ein paar Leuten von der Bergrettung, die ihm noch etwas schuldeten, Dampf gemacht und einen Hubschrauber der RAF ergattert, der gerade von einer Suchaktion nach zwei Wanderern im Dark Peak zurückgekehrt war. Mit diesem Hubschrauber ließ er sich jetzt nach Nine Sisters Henge hinausbefördern.

Der Nebel war nicht besonders dicht, und als sie sich dem Tatort näherten, konnte er die Blitzlichter des Polizeifotografen sehen, der unten seine Bilder machte. Südöstlich der Bäume erkannte er eine kleine Gruppe Menschen – Pathologen und

Biologen, uniformierte Beamte, Leute von der Spurensicherung –, sie alle warteten darauf, dass der Fotograf seine Arbeit beenden würde. Und sie warteten auf Hanken.

Hanken bat den Hubschrauberpiloten, vor der Landung noch einen Moment über dem Birkenwäldchen in der Luft zu bleiben. Aus einer Höhe von 75 Metern – hoch genug, um unten nicht die Beweisstücke durcheinanderzuwirbeln – konnte er erkennen, dass die alte Kultstätte als Lagerplatz benutzt worden war. Ein kleines blaues Zelt wölbte sich an der Nordflanke eines der Steine, und in der Mitte des Kreises lag schwarz und rund wie die Pupille eines Auges eine ausgebrannte Feuerstelle. Auf dem Boden lagen eine silberne Wärmedecke und, nicht weit von ihr entfernt, eine quadratische Sitzmatte in leuchtendem Gelb, ein schwarz-roter Rucksack, dessen Inhalt rundherum verstreut war, und ein kleiner Campingherd, der auf die Seite gekippt war. Aus der Luft sah es ganz harmlos aus. Tja, dachte Hanken, Entfernung schafft immer ein Gefühl trügerischer Sicherheit.

Der Hubschrauber landete etwa fünfzig Meter südöstlich des Wäldchens. Hanken rannte geduckt unter den Rotorblättern hindurch und erreichte seine Leute gerade in dem Moment, als der Fotograf aus dem Birkenhain trat. »Scheußlich«, sagte der nur.

»Gut«, sagte Hanken zu seinem Team. »Warten Sie hier.« Er schlug mit der Hand gegen den Pfeiler, der den Zugang zum Steinkreis markierte, und machte sich allein auf den Weg unter den Bäumen hindurch, von deren Laub die Nässe des Nebels auf ihn herabtropfte.

Am Eingang zu Nine Sisters Henge blieb Hanken stehen und ließ seinen Blick schweifen. Aus der Nähe erkannte er, dass es sich bei dem Zelt um ein Einmannzelt handelte. Das passte zu dem, was sonst an Ausrüstungsgegenständen auf der Lichtung zu sehen war: ein Schlafsack, ein Rucksack, eine Wärmedecke, eine Sitzmatte. Was er aus der Luft nicht hatte ausmachen können, das sah er jetzt: eine offene Kartentasche, deren Inhalt halb zerrissen war; eine Isomatte, die zusammengeknüllt neben dem Rucksack lag; zwei kleine Wanderstiefel, der eine in der schwarzen Asche der Feuerstelle, der andere nicht weit davon. Und an all diesen Gegenständen klebten feuchte weiße Federn.

Als Hanken nach einer Weile in den Steinkreis eintrat, unterzog er zunächst, wie er das immer tat, den Tatort einer genauen Inspektion. Vor jedem sichtbaren Gegenstand blieb er stehen und betrachtete ihn aufmerksam, ohne sich Gedanken über mögliche Erklärungen zu machen. Die meisten Kollegen, die er kannte, pflegten schnurstracks zur Leiche zu gehen. Aber er war überzeugt, dass der Anblick eines Toten, der durch menschliche Gewalt gestorben war, so traumatisch war, dass er nicht nur die Sinne betäubte, sondern auch den Verstand. So war man der Fähigkeit beraubt, die Wahrheit zu erkennen, selbst wenn sie offen vor einem lag. Darum musterte er jetzt langsam einen Gegenstand nach dem anderen, ohne ihn anzurühren. Auf diese Weise prüfte er jedes Stück, das Zelt, den Rucksack, die Matte, die Kartentasche und die übrigen Ausrüstungsgegenstände – von Socken bis zur Seife –, die auf der Lichtung verstreut lagen. Die meiste Zeit nahm er sich für ein Flanellhemd und die Stiefel. Und erst als er genug gesehen hatte, wandte er sich der Leiche zu.

Sie war schrecklicher anzusehen als viele andere, die er im Lauf der Jahre zu Gesicht bekommen hatte, die Leiche dieses Jungen, der höchstens neunzehn oder zwanzig Jahre alt gewesen war. Er war mager, irgendwie ausgezehrt, mit zarten Handgelenken, zierlichen Ohren und der wachsbleichen Haut der Toten. Obwohl die eine Gesichtshälfte stark verbrannt war, konnte Hanken erkennen, dass der Junge eine schmalrückige kleine Nase gehabt hatte und einen wohlgeformten Mund, ganz allgemein etwas weiblich Zartes, dem er offenbar entgegenzuwirken versucht hatte, indem er sich einen kleinen Spitzbart hatte wachsen lassen. Blut aus zahlreichen Wunden bedeckte seinen Körper und das dünne schwarze T-Shirt, über dem er weder Pullover noch Jacke anhatte. Die schwarzen Jeans waren an den Stellen, die am meisten strapaziert waren, ausgebleicht: an den Nähten, den Knien, dem Gesäß. An den übergroßen Füßen trug er schwere Stiefel, wahrscheinlich Doc Martens.

Unter diesen Stiefeln, halb versteckt von dem Schlafsack, den der Polizeifotograf vorsichtig zur Seite geschoben hatte, um den Toten abbilden zu können, lagen einige Blätter Papier, blutbefleckt und schlaff von der feuchten Luft. Hanken ging in die

Knie, um sie sich genauer anzusehen, trennte sie behutsam mit der Spitze eines Bleistifts, den er aus seiner Tasche holte. Es waren anonyme Briefe der gängigen Art, mit simpler Formulierung und kreativer Rechtschreibung, zusammengesetzt aus Buchstaben und Wörtern, die aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnitten waren. Der Inhalt war stets der gleiche: Todesdrohungen, wobei die angekündigten Todesarten unterschiedlich waren.

Hanken richtete seinen Blick auf den Jungen. Er fragte sich, ob man logisch folgern könne, dass der Junge der Empfänger der Briefe war und nun das Ende gefunden hatte, das ihm mit den Botschaften prophezeit worden war. Diese Folgerung wäre durchaus plausibel gewesen, hätte nicht das Innere des alten Steinkreises eine ganz andere Geschichte erzählt.

Hanken richtete sich auf und verließ die Lichtung.

»Durchkämmen Sie den gesamten Umkreis«, wies er seine Leute an. »Wir suchen eine zweite Leiche.«

Barbara Havers von New Scotland Yard fuhr mit dem Aufzug in die zwölfte Etage des Tower-Block-Gebäudes hinauf. Dort oben war die umfangreiche Bibliothek der Metropolitan Police, und sie wusste, dass sie inmitten der Regale voller Nachschlagewerke und Polizeiberichte sicher sein würde. Und Sicherheit brauchte sie gerade jetzt dringend. Außerdem musste sie eine Weile ungestört sein, um ihre Fassung wiederzufinden.

Neben den Unmengen von Büchern, die kein Mensch zählen, geschweige denn lesen konnte, bot die Bibliothek im ganzen Haus den schönsten Blick auf London. Im Osten umfasste dieser weite Blick alles von den neugotischen Türmen der Parlamentsgebäude bis zum Südufer der Themse. Im Norden reichte er zur gewaltigen Kuppel der Paulskathedrale, die die Skyline der City dominierte. Doch an einem Tag wie diesem, wenn das grelle Licht des Sommers endlich in den milden Glanz des Herbstes überging, war man weniger von dem überwältigenden Panorama als von der Schönheit beeindruckt, die über allem lag, was von diesem Licht berührt wurde.

Hier oben, meinte Barbara, würde es ihr, wenn sie sich darauf konzentrierte, möglichst viele der unter ihr befindlichen Gebäude zu identifizieren, vielleicht gelingen, sich zu beruhigen und die Demütigung zu vergessen, die sie eben erfahren hatte.

Nach dreimonatiger Suspendierung vom Dienst, die schönfärbisch als Urlaub bezeichnet worden war, hatte sie an diesem Morgen um halb acht endlich einen wortkargen Anruf erhalten. Die freundliche Aufforderung war im Grunde ein klarer Befehl gewesen. Würde Sergeant Barbara Havers so freundlich sein, heute um zehn Uhr Assistant Commissioner Sir David Hillier in seinem Büro aufzusuchen? Die Stimme war ausgesucht höflich und ausgesucht neutral, um nur ja nicht durchschimmern zu lassen, was hinter dieser Aufforderung steckte.

Aber Barbara war ziemlich klar gewesen, was sie zu bedeuten hatte. Seit zwölf Wochen lief gegen sie ein Ermittlungsverfahren

der Polizeiaufsichtsbehörde, und nachdem die Staatsanwaltschaft die Einleitung eines Strafverfahrens gegen sie abgelehnt hatte, hatten die Mühlen der Abteilung für innere Angelegenheiten der Metropolitan Police zu mahlen begonnen. Zeugen, die über ihr Dienstverhalten Auskunft geben konnten, wurden vernommen und ihre Aussagen protokolliert. Das Beweismaterial – ein Schnellboot, ein MP5-Karabiner und eine Glock-Halbautomatik – wurde geprüft und bewertet. Die Entscheidung über Barbaras Schicksal hätte schon lange verkündet werden müssen.

Als der Anruf endlich kam und sie aus unruhigem Schlaf riss, hätte sie eigentlich vorbereitet sein müssen. Schließlich hatte sie den ganzen Sommer gewusst, dass zwei Aspekte ihres Verhaltens im Dienst streng geprüft wurden. Angesichts einer möglichen Anklage wegen tätlichen Angriffs und versuchten Mordes, angesichts eines Dienststrafverfahrens wegen einer ganzen Reihe von Vorwürfen – von Amtsmissbrauch bis zu Gehorsamsverweigerung reichend – hätte sie anfangen sollen, ihr berufliches Leben in Ordnung zu bringen; und zwar ehe sie mit dem unabwendbaren Rausschmiss, wie jeder mit einem Funken Verstand es genannt hätte, konfrontiert wurde. Aber die Arbeit bei der Polizei war seit fünfzehn Jahren Barbaras Leben, sie konnte sich eine Zukunft ohne sie nicht vorstellen. Also hatte sie sich während ihres »Urlaubs« einfach immer wieder gesagt, jeder Tag, der vergehe, ohne die Kündigung zu bringen, mache es wahrscheinlicher, dass sie mit heiler Haut davonkommen würde. Aber das war natürlich nicht der Fall. Und wäre sie realistischer gewesen, so hätte sie gewusst, was sie zu erwarten hatte, als sie das Büro des Assistant Commissioners betrat.

Sie hatte sich mit großer Sorgfalt gekleidet und die übliche lange Schlabberhose, die am Bund nur mit einer Kordel zusammengezogen wurde, gegen Rock und Blazer getauscht. Aber da ihr jeder Sinn für Mode fehlte, hatte sie eine unmögliche Farbe erwischt und die unglückliche Wahl noch mit einer unechten Perlenkette gekrönt, die lediglich die Aufmerksamkeit auf ihren dicken Hals zog. Immerhin waren wenigstens ihre flachen Schuhe geputzt. Leider war sie beim Aussteigen aus ihrem Mini in der Tiefgarage des Yard mit einem Bein an einer rauen Me-



tallkante an der Tür hängengeblieben und hatte sich eine dicke Laufmasche geholt.

Aber tadellose Strümpfe, ein ordentliches Schmuckstück und eine schönere Farbe hätten sowieso nichts am Unvermeidlichen geändert. Sobald sie Hilliers Büro betrat, dessen vier große Fenster den Grad seines Einflusses bezeugten, hatte sie die Schrift an der Wand gesehen.

Dennoch hatte sie nicht erwartet, dass die Maßregelung so scharf ausfallen würde. Hillier war ein Schwein – und würde immer eines bleiben –, aber Barbara war nie zuvor Zielscheibe seiner Disziplinierungsmaßnahmen gewesen. Er schien der Überzeugung, eine kräftige Rüge reiche ebenso wenig aus, seinem Missfallen an ihrem Verhalten Ausdruck zu verleihen, wie ein scharfer Brief, der Wendungen wie »eine Schande für die gesamte Metropolitan Police«, »ein Verhalten, das Tausende von Beamten in Misskredit bringt« und »eine ungeheuerliche Insubordination, die in der Geschichte der Behörde ihresgleichen sucht«, enthielt und in Barbaras Personalakte landen würde, wo jeder Beamte, der Barbara etwas zu sagen hatte, ihn einsehen konnte. Nein. Hillier hielt es für nötig, auch seinen persönlichen Kommentar zu den Vorfällen abzugeben, die zu ihrer Suspendierung geführt hatten. Und da er genau wusste, dass er ohne Zeugen keine sprachlichen Rücksichten nehmen musste, wenn er Barbara zusammenstauchte, schreckte er nicht vor unverschämten Beschimpfungen und Anspielungen zurück, die andere Untergebene – für die weniger auf dem Spiel stand – wahrscheinlich als eine Grenzüberschreitung betrachtet hätten. Aber Hillier war nicht dumm. Er wusste genau, dass Barbara, erleichtert und dankbar, nicht aus dem Dienst entlassen zu werden, hinnehmen würde, was er ihr um die Ohren knallte.

Aber deswegen brauchte es ihr noch lange nicht zu gefallen, als »dämliche Ziege« und »gottverdammte Versagerin« beschimpft zu werden. Und deswegen brauchte sie noch lange nicht so zu tun, als ließe es sie kalt, dass Hillier in seiner gemeinen Tirade über ihre äußere Erscheinung, ihre sexuellen Neigungen und ihre Chancen als Frau hergezogen war.

Ja, sie war mit den Nerven am Ende. Während sie in der Bibliothek am Fenster stand und die Häuser anstarrte, die sich zwi-

schen New Scotland Yard und der Westminsterabtei erhoben, versuchte sie, das Zittern ihrer Hände zu unterdrücken, die Schübe der Übelkeit zurückzudrängen, die sie zwangen, in heftigen Stößen zu atmen, als fürchtete sie zu ertrinken.

Eine Zigarette hätte geholfen, aber die Bibliothek, die sie aufgesucht hatte, weil sie wusste, dass man sie hier nicht finden würde, gehörte zu den vielen Räumen im Gebäude, in denen das Rauchen nicht gestattet war. Früher einmal hätte sie sich vielleicht trotzdem eine angezündet und auf die Konsequenzen gepfiffen, aber das konnte sie sich jetzt nicht leisten.

»Noch ein Verstoß, und Sie können Ihre Sachen packen«, hatte Hillier am Schluss gebrüllt, sein Gesicht so dunkelrot wie die Krawatte, die er zu seinem Maßanzug trug.

Dass man sie nicht gleich an die Luft gesetzt hatte, war Barbara angesichts der Feindseligkeit Hilliers ein Rätsel. Während seines ganzen Vortrags hatte sie sich innerlich auf die unvermeidliche Entlassung vorbereitet, aber die war ausgeblieben. Sie war gemäßregelt, niedergemacht und aufs Übelste beschimpft worden. Aber sie war nicht entlassen worden. Es war sonnenklar, dass Hillier es ebenso sehr genossen hätte, sie vor die Tür zu setzen, wie er es genossen hatte, sie abzukanzeln. Dass er es nicht getan hatte, konnte nur heißen, dass jemand mit Einfluss sich auf ihre Seite geschlagen hatte.

Barbara wollte gern dankbar sein. Sie wusste, dass Dankbarkeit angebracht war. Aber in diesem Augenblick fühlte sie sich nur verraten – von ihren Vorgesetzten, vom Disziplinausschuss, von der Dienstaufsichtsbehörde. Keiner von denen hatte die Dinge so gesehen wie sie. Sie hatte geglaubt, wenn erst einmal die Fakten vorlägen, würde jeder erkennen, dass sie gar keine andere Wahl gehabt hatte, als zur nächsten Waffe zu greifen und zu schießen, um ein Menschenleben zu retten. Aber die, die am Drücker saßen, hatten es eben nicht so gesehen. Bis auf einen. Und sie konnte sich vorstellen, wer das war.

Inspector Thomas Lynley, ihr langjähriger Dienstpartner, war auf seiner Hochzeitsreise gewesen, als Barbara in Schwierigkeiten geraten war. Und als er nach zehn Tagen auf Korfu nach Hause gekommen war, hatte er als Erstes gehört, dass Barbara vom Dienst suspendiert und ein Ermittlungsverfahren gegen sie ein-

geleitet worden war. Wie vor den Kopf geschlagen, war er noch am selben Abend quer durch die Stadt zu Barbara gefahren, um sich von ihr selbst berichten zu lassen. Und wenn auch dieses Gespräch nicht so reibungslos verlaufen war, wie Barbara es sich gewünscht hätte, hatte sie doch im Innern gewusst, dass Inspector Lynley letztendlich niemals tatenlos zusehen und Unrecht geschehen lassen würde, wenn er es irgendwie verhindern konnte.

Er wartete jetzt wahrscheinlich in seinem Büro, um von ihr zu hören, wie das Gespräch mit Hillier verlaufen war. Und sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, würde sie zu ihm gehen.

Leute kamen in die Bibliothek. Eine Frau sagte: »Glaub mir, er ist in Glasgow geboren, Bob. Ich erinnere mich genau an den Fall.«

»Ach, du spinnst doch«, entgegnete Bob. »Er ist in Edinburgh geboren.«

»In Glasgow«, beharrte die Frau. »Ich werd's dir beweisen.«

Beweisen hieß, alte Berichte zu wälzen, die in der Bibliothek aufbewahrt wurden. Und das wiederum hieß, dass Barbara nicht länger allein sein würde.

Sie verließ die Bibliothek und ging über die Treppe nach unten, um sich noch ein wenig Zeit zu lassen und sich zu überlegen, wie sie Lynley für sein Eingreifen danken wollte. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie er das über sich gebracht hatte. Er und Hillier gingen bei jeder Gelegenheit wie die Kampfhähne aufeinander los, er musste also jemanden, der noch höher stand als Hillier, um Schützenhilfe gebeten haben. Sie wusste, was ihn das an Stolz gekostet haben musste. Ein Mann wie Lynley war es nicht gewohnt, als Bittsteller vor jemanden zu treten. Und vor jemandem, der ihm seine adelige Geburt neidete, musste das besonders hart gewesen sein.

Sie fand ihn in seinem Büro im Victoriablock. Sein Sessel war zum Fenster gedreht, so dass er mit dem Rücken zur Tür saß. Er telefonierte. »Hör zu, mein Schatz«, sagte er gerade in heiterem Ton, »wenn Tante Augusta uns besuchen will, weiß ich nicht, wie wir das abbiegen sollen. Es ist ungefähr so, als wollte man einen Taifun aufhalten ... Hm, ja. Aber vielleicht können wir wenigstens verhindern, dass sie das ganze Mobiliar umstellt, wenn Mutter wirklich mitkommt.« Er schwieg und lachte dann über irgend-

etwas, das seine Frau am anderen Ende der Leitung sagte: »Ja. In Ordnung. Die Schränke erklären wir gleich im Voraus zum Sperrgebiet ... Danke dir, Helen ... Ja. Natürlich meint sie es gut.« Er drehte seinen Sessel zum Schreibtisch zurück und legte auf.

Als er den Kopf hob, sah er Barbara an der Tür stehen. »Havers«, sagte er überrascht. »Hallo! Was tun Sie denn heute Morgen hier?«

Sie trat ein und sagte: »Ich habe meine Standpauke von Hillier bekommen.«

»Und?«

»Ein Brief in meiner Akte und ein fünfzehnminütiger Vortrag, den ich am liebsten sofort vergessen würde. Denken Sie an Hilliers Vorliebe dafür, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und alles kurz und klein zu schlagen, dann wissen Sie in etwa, wie es gelaufen ist.«

»Das tut mir leid«, sagte Lynley. »Und das war alles? Eine Gardinenpredigt und ein Brief in Ihrer Akte? Das ist alles?«

»Nein. Ich bin außerdem zum Constable degradiert worden.«

»Ah.« Lynley griff zu einem magnetischen Büroklammerhalter auf seinem Schreibtisch und strich nachdenklich über die aufgereihten Klammern.

»Es hätte schlimmer kommen können«, sagte er. »Weit schlimmer, Barbara. Es hätte Sie alles kosten können.«

»Ja. Das weiß ich.« Barbara bemühte sich um einen heiteren Ton. »Na ja, Hillier hat seinen Spaß gehabt. Bestimmt wird er seinen Glanzvortrag beim Lunch mit dem Commissioner der versammelten Mannschaft aus den oberen Etagen zum Besten geben. Mittendrin hätte ich ihm am liebsten gesagt, er könne mir den Buckel runterrutschen, aber ich hab den Mund gehalten. Sie wären stolz auf mich gewesen.«

Lynley rückte seinen Sessel vom Schreibtisch ab und trat ans Fenster mit Blick auf das Tower-Block-Gebäude. Ein Muskel zuckte an seinem Unterkiefer. Gerade wollte Barbara ihre Dankeshymne anstimmen – seine ungewöhnliche Zurückhaltung ließ ahnen, wie schwer ihm sein Eingreifen gefallen war –, als er selbst auf das Thema zu sprechen kam. »Ich frage mich, Barbara«, sagte er, »ob Ihnen klar ist, was für Hebel in Bewegung gesetzt werden mussten, um Ihnen die Entlassung zu ersparen. Die Besprechun-

gen, die Telefonate, die Vereinbarungen, die Kompromisse, die das erfordert hat.«

»Doch, sicher ist mir das klar. Deshalb wollte ich Ihnen ja sagen—«

»Und das alles, um Sie vor einem Schicksal zu bewahren, das Sie nach Ansicht der meisten hier reichlich verdient hätten.«

Barbara trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. »Sir, ich weiß, dass Sie sich für mich eingesetzt haben. Ich weiß, dass ich rausgeflogen wäre, wenn Sie nicht ein gutes Wort für mich eingelegt hätten. Ich bin auch nur gekommen, um Ihnen zu sagen, wie dankbar ich dafür bin, dass Sie mein Handeln als das anerkannt haben, was es war. Sie werden niemals Grund haben, Ihren Einsatz für mich zu bedauern. Ich werde Ihnen keinen Anlass dazu geben. Und auch sonst niemandem.«

»Ich war es nicht, Barbara«, sagte Lynley und drehte sich zu ihr um.

Barbara sah ihn verständnislos an. »Sie ...? Was?«

»Ich habe nicht Ihre Partei ergriffen.« Es ehrte ihn, dass er seinen Blick nach diesem Bekenntnis fest auf sie gerichtet hielt. Später würde sie daran denken und es widerwillig bewundern. Seine braunen Augen – so warm und überraschend zu seinem blonden Haar – blickten sie offen und direkt an.

Stirnrunzelnd versuchte Barbara sich klarzumachen, was er gesagt hatte. »Aber Sie ... Sie kennen doch die Fakten. Ich habe Ihnen alles erzählt. Sie haben den Bericht gelesen. Ich dachte ... Sie sprachen eben von den Besprechungen und den Anrufen ...«

»Die waren nicht von mir angeregt«, sagte er. »Ich kann Sie nicht guten Gewissens in diesem Glauben lassen.«

Sie hatte sich also getäuscht. Sie war voreilig gewesen. Sie hatte geglaubt, aufgrund ihrer jahrelangen Zusammenarbeit würde Lynley sich automatisch auf ihre Seite stellen. Sie sagte: »Sind Sie dann einer von denen?«

»Von wem reden Sie?«

»Die meisten im Yard sind der Meinung, ich hätte bekommen, was ich verdient habe. Ich frage nur, weil ich finde, wir sollten wissen, wie wir zueinander stehen. Ich meine, wenn wir zusammen arbeiten—« Sie fing an, sich zu verheddern, und zwang sich, langsamer zu sprechen, mit Überlegung. »Also? Sind Sie einer von den meisten?«

Lynley kehrte zu seinem Schreibtisch zurück und setzte sich. Er betrachtete sie. Sie sah das Bedauern in seinem Gesicht. Sie wusste nur nicht, wem dieses Bedauern galt. Und das machte ihr Angst. Denn er war schließlich ihr Partner. »Sir?«, sagte sie.

»Ich weiß es nicht«, antwortete er. »Ich weiß nicht, ob ich zu den meisten gehöre.«

Sie fühlte sich völlig leer, als läge nur noch ein verschrumpeltes Häufchen Haut von ihr auf dem Boden.

Lynley sah wohl, was in ihr vorging, denn er sagte in einem Ton, der nicht unfreundlich war: »Ich habe mir die Situation aus allen Blickwinkeln angesehen. Den ganzen Sommer über habe ich sie nach allen Richtungen gedreht und gewendet.«

»Das gehört aber nicht zu Ihren Aufgaben«, sagte sie wie betäubt. »Sie untersuchen Mordfälle, nicht – nicht das, was ich getan habe.«

»Das weiß ich. Aber ich wollte es verstehen. Das will ich immer noch. Ich dachte, wenn ich mich ganz allein damit befasste, würde es mir gelingen, die Ereignisse mit Ihren Augen zu sehen.«

»Aber es ist Ihnen nicht gelungen.« Barbara versuchte, sich nichts von ihrer Enttäuschung anmerken zu lassen. »Es ist Ihnen nicht gelungen zu sehen, dass ein Menschenleben auf dem Spiel stand. Sie konnten nicht begreifen, dass ich nicht imstande war, ein achtjähriges Kind ertrinken zu lassen.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Lynley. »Das habe ich natürlich verstanden. Trotzdem gab es für mich kein Ausweichen vor der Tatsache, dass Sie sich außerhalb Ihrer Zuständigkeit befanden und auf eine Anweisung hin –«

»Sie war genauso außerhalb ihrer Zuständigkeit«, fiel Barbara ihm ins Wort. »Und alle anderen waren es auch. Die Polizei von Essex hat auf der Nordsee keine Befugnisse. Aber dort hat es sich abgespielt. Das wissen Sie doch. Draußen auf See.«

»Ja, das weiß ich. Ich kenne alle Einzelheiten. Ich weiß, dass Sie einen Verdächtigen verfolgten und dieser ein Kind, das auf seinem Boot war, ins Meer stieß. Ich weiß, was für einen Befehl Sie erhalten haben, als er das tat, und wie Sie auf diesen Befehl reagiert haben.«

»Ich konnte es nicht einfach dabei bewenden lassen, ihr einen

Rettungsring zuzuwerfen, Inspector. Er wäre gar nicht bis zu ihr gelangt. Sie wäre ertrunken.«

»Barbara, bitte hören Sie mir zu. Es war nicht Ihre Sache, Entscheidungen zu treffen oder Schlussfolgerungen zu ziehen. Deswegen haben wir ja eine dienstliche Rangordnung. Es wäre schon schlimm gewesen, wenn Sie der Anweisung, die Sie erhalten hatten, widersprochen hätten. Aber Sie haben auf eine vorgesetzte Beamtin geschossen –«

»Sie fürchten jetzt wahrscheinlich, dass ich das bei nächster Gelegenheit auch bei Ihnen tun werde«, sagte sie bitter.

Lynley erwiderte nichts, und Barbara wünschte, sie könnte das Gesprochene aus der Luft greifen und einfach verschwinden lassen, als hätte sie das niemals gesagt. Es entsprach ja gar nicht der Wahrheit.

»Tut mir leid«, sagte sie mit belegter Stimme.

»Ich weiß«, erwiderte er. »Ich weiß, dass es Ihnen leidtut. Mir tut es auch leid.«

»Inspector Lynley?«

Eine diskrete Stimme an der Tür. Lynley und Barbara wandten die Köpfe. Dorothea Harriman, Sekretärin ihres Superintendenten, stand auf der Schwelle: perfekt frisiertes Haar, ein Nadelstreifenkostüm, das sich in einer Modezeitschrift bestens gemacht hätte. Barbara fühlte sich sofort genau so, wie sie in Dorothea Harrimans Gegenwart immer wirkte: wie ein hoffnungsloser Modemuffel.

»Was gibt's, Dee?«, fragte Lynley.

»Superintendent Webberly möchte Sie sprechen«, antwortete Harriman. »Sobald wie möglich. Er hat gerade einen Anruf bekommen. Es ist was los.« Und mit einem Blick und einem Nicken zu Barbara war sie schon wieder verschwunden.

Barbara wartete. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Webberlys Aufforderung hätte nicht in einem schrecklicheren Moment kommen können.

*Es ist was los* war Harrimans Kurzfassung dafür, dass ein neuer Fall wartete. Und in der Vergangenheit war einer solchen Aufforderung Webberlys stets die Bitte Lynleys an Barbara gefolgt, ihn zu begleiten, wenn er sich die ersten Informationen über den neuen Fall holte.

Barbara sagte nichts. Sie beobachtete Lynley und wartete. Sie wusste, dass die nächsten Augenblicke darüber Auskunft geben würden, wie er zu ihrer Zusammenarbeit stand.

Draußen gingen die Geschäfte des Tages ihren gewohnten Gang. Stimmen schallten durch den Korridor. Telefone läuteten. Besprechungen begannen. Aber hier, in Lynleys Büro, schien es Barbara, als befänden sie und Lynley sich in einer anderen Dimension, in der über mehr als ihre berufliche Zukunft entschieden werden würde.

Endlich stand er auf. »Ich muss zu Webberly.«

»Soll ich ...?«, fragte sie, obwohl mit seiner Aussage schon alles gesagt war. Und da sie merkte, dass sie die Frage nicht beenden konnte, weil sie im Augenblick nicht fähig war, die Antwort zu ertragen, stellte sie eine andere: »Was für einen Auftrag haben Sie für mich, Sir?«

Während er darüber nachdachte, wandte er endlich den Blick von ihr ab und richtete ihn auf das Bild, das neben der Tür hing. Es zeigte einen lachenden jungen Mann mit einem Kricketschläger in der Hand und einem langen Riss in seiner von Grasflecken übersäten Hose. Barbara wusste, warum Lynley dieses Foto in seinem Büro hatte: Es sollte ihm eine tägliche Erinnerung an den fröhlichen jungen Mann sein und an das, was er – Lynley – ihm vor langer Zeit auf einer nächtlichen Autofahrt in volltrunkenem Zustand zugefügt hatte. Die meisten Menschen verdrängten Unangenehmes aus ihrem Gedächtnis. Thomas Lynley gehörte nicht zu ihnen.

Er sagte: »Ich denke, es ist das Beste, wenn Sie eine Weile in der Versenkung verschwinden, Barbara. Warten Sie, bis die Wogen sich geglättet haben. Lassen Sie den Leuten Zeit, diese Geschichte zu verdauen und zu vergessen.«

Aber du wirst sie nicht vergessen können, nicht wahr, fragte sie stumm. Dann sagte sie niedergeschlagen: »In Ordnung, Sir.«

»Ich weiß, das ist nicht leicht für Sie«, fügte er hinzu, und sein Ton war so behutsam, dass sie am liebsten losgeheult hätte. »Aber ich kann Ihnen im Moment keine andere Antwort geben. Ich wünschte, ich könnte es.«

Und wieder konnte sie nur sagen: »Natürlich, Sir. Ich verstehe.«



»Degradierung zum Constable«, sagte Lynley zu Superintendent Malcolm Webberly. »Das hat sie Ihnen zu verdanken, richtig, Sir?«

Webberly saß, eine Zigarre paffend, hinter seinem Schreibtisch. Rücksichtsvollerweise hatte er seine Zimmertür geschlossen gehalten, um nicht andere – Beamte, Sekretärinnen, Schreibkräfte – den üblen Dämpfen des giftigen Krauts auszusetzen. Aber wer in sein Büro hineinmusste, dem half das nichts. Lynley bemühte sich, so flach wie möglich zu atmen, während Webberly statt einer Antwort nur die Zigarre von einem Mundwinkel in den anderen schob.

»Können Sie mir sagen, warum?«, fragte Lynley. »Sie haben schon früher für andere den Kopf hingehalten, das weiß keiner besser als ich. Aber warum in diesem Fall, wo die Situation doch sonnenklar zu sein scheint? Sie werden doch sicher teuer dafür bezahlen müssen, dass Sie ihre Haut gerettet haben.«

»Ach, es gibt immer Leute, die einem was schulden«, versetzte Webberly. »Und bei einigen habe ich jetzt kassiert. Havers war, juristisch gesehen, im Unrecht, aber ihr Herz war im Recht.«

Lynley runzelte die Stirn. Seit er am Tag seiner Rückkehr aus Korfu von Barbara Havers' eigenmächtigem Verhalten gehört hatte, versuchte er, sich zu einer ähnlich wohlwollenden Haltung durchzuringen, aber bis jetzt war ihm das noch nicht gelungen. Immer wenn er meinte, so weit zu sein, sprangen ihn die Fakten an und forderten Anerkennung. Eine gewisse Anzahl dieser Fakten hatte er sich aus erster Hand beschafft, indem er nach Essex gefahren war und mit der betroffenen Beamtin persönlich gesprochen hatte. Nach diesem Gespräch war ihm völlig unverständlich, wie Webberly Barbara Havers' bewaffneten Angriff auf Inspector Emily Barlow verzeihen konnte. War es denn, ganz abgesehen von der grundsätzlichen Frage der dienstlichen Rangordnung, nicht ihre Pflicht, ohne Rücksicht auf Persönliches – in seinem Fall die Freundschaft mit Barbara – danach zu fragen, ob sie nicht Eigenmächtigkeit und Befehlsmissachtung Vorschub leisteten, wenn sie es unterließen, jemanden aus ihren Reihen, der sich eine solche Ungeheuerlichkeit geleistet hatte, angemessen zu bestrafen?

»Aber auf eine Vorgesetzte zu *schießen* ... überhaupt zur Waffe zu greifen, obwohl sie keinerlei Befugnis hatte ...«

Webberly seufzte. »Solche Dinge sind nicht einfach nur schwarz oder weiß, Tommy. Mir wäre es, weiß Gott, lieber, sie wären es. Aber das Kind, um das es ging –«

»Inspector Barlow hatte Anweisung gegeben, ihm einen Rettungsring zuzuwerfen.«

»Richtig. Aber niemand wusste, ob die Kleine überhaupt schwimmen konnte. Und außerdem –« Webberly nahm die Zigarre aus dem Mund und drehte sie zwischen den Fingern, als er hinzufügte: »Sie ist das einzige Kind ihrer Eltern. Havers wusste das offenbar.«

Und Lynley wusste, was das für seinen Vorgesetzten bedeutete. Webberly hatte selbst nur ein Kind, seine Tochter Miranda, die er liebte wie sein eigenes Leben. »Da schuldet Barbara Ihnen aber einiges, Sir«, sagte er.

»Ich werde schon dafür sorgen, dass sie ihre Schuld begleicht.« Webberly tippte auf den gelben Kanzleiblock, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Das oberste Blatt war mit seinen Notizen bedeckt. »Andrew Maiden«, sagte er. »Erinnern Sie sich an ihn?«

Lynley setzte sich in einen Sessel vor Webberlys Schreibtisch. »Andy? Natürlich. Wie könnte ich ihn vergessen?«

»Das dachte ich mir.«

»Eine einzige Operation bei der SO10, und ich habe sie prompt in den Sand gesetzt. Ein Alptraum war das.«

Die SO10 war die sogenannte *Crime Operations Group*, die geheimste aller Abteilungen innerhalb der Metropolitan Police. Sie war zuständig für Verhandlungen bei Geiselnahme, Zeugen- und Geschworenenschutz, Kontaktpflege zu Informanten sowie verdeckte Operationen. Lynley hatte einmal den Ehrgeiz gehabt, in dieser letztgenannten Gruppe mitzuarbeiten. Aber mit seinen damals sechsundzwanzig Jahren hatten ihm die Kaltblütigkeit und die Fähigkeit zur Verstellung gefehlt, die nötig waren, um in die Rolle eines anderen zu schlüpfen.

»Monatelange Vorbereitungen umsonst«, erinnerte er sich. »Ich dachte, Andy würde mir den Hals umdrehen.«

Aber das hatte Andy Maiden nicht getan. Das war nicht sein Stil. Er war nie jemand gewesen, der sich mit Klagen und Vorwür-

fen aufhielt, wenn etwas schiefgegangen war; vielmehr pflegte er augenblicklich die Konsequenzen zu ziehen, um zu retten, was noch zu retten war. Und so hatte er auch damals gehandelt: Er hatte unverzüglich seine verdeckten Ermittler abgezogen und auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um sie erneut einzuschleusen. Das war Monate später geschehen, als er selbst in die Operation einsteigen und somit sicherstellen konnte, dass nicht wieder ein so eklatanter Fehler wie der Lynleys ihre Bemühungen zunichtemachen würde.

Wegen seiner ungeheuren Wandlungsfähigkeit, die es ihm erlaubte, praktisch jede Rolle – die des Vertragskillers ebenso wie die des amerikanischen Geldgebers der IRA – überzeugend zu spielen, hatte man ihn Domino genannt. Später hatte er sich vor allem um Drogenoperationen großen Stils gekümmert, aber bevor er dort angekommen war, hatte er sich bereits im Kampf gegen das organisierte Verbrechen hervorgetan.

»Ich bin ihm ab und zu im Haus begegnet«, sagte Lynley zu Webberly, »aber nachdem er bei der Met aufgehört hatte, habe ich ihn aus den Augen verloren. Das war vor – wie lange ist das jetzt her? Zehn Jahre?«

»Fast, ja.«

Maiden, so sagte Webberly, hatte sich in den Ruhestand versetzen lassen, sobald das möglich gewesen war, und war mit seiner Familie nach Derbyshire gezogen. Im Peak District hatte er seine Ersparnisse und seine Energie in die Renovierung eines alten Jagdhauses gesteckt und einen Landgasthof – Maiden Hall – daraus gemacht, ideal für Wanderer, Urlauber, Radtouristen und jeden, der abends einmal gut essen wollte.

Webberly warf einen Blick auf seinen Block. »Andy Maiden hat mehr Gangster zur Strecke gebracht als sonst jemand bei der SO10, Tommy.«

»Das überrascht mich nicht, Sir.«

»Hm. Ja. Jetzt bittet er uns um Hilfe, und die schulden wir ihm.«

»Was ist denn passiert?«

»Seine Tochter ist ermordet worden. Fünfundzwanzig Jahre alt. Irgendein gewissenloses Schwein hat sie mitten in der Wildnis, im sogenannten Calder Moor, liegen lassen.«

»Das ist ja furchtbar!«

»Ja. Man hat noch eine zweite Leiche gefunden – die eines jungen Mannes, dessen Identität bisher noch völlig unklar ist. Er hatte keine Papiere bei sich. Andy's Tochter – sie hieß Nicola – wollte eine Wanderung machen und im Zelt übernachten. Sie war für alles gerüstet – Regen, Nebel, Sonne, was auch immer. Der junge Mann hingegen hatte nicht mehr bei sich als die Kleider, die er auf dem Leib trug.«

»Wissen wir schon, wie die beiden umgekommen sind?«

»Nein, nichts.« Als Lynley verwundert die Brauen hochzog, fügte Webberly hinzu: »Die Anfrage kommt von der SO10. Haben Sie schon mal erlebt, dass diese Burschen irgendwelche Informationen herausgerückt haben, wenn's nicht unbedingt nötig war?«

Als Lynley schwieg, sprach Webberly weiter. »Ich weiß bisher nur Folgendes: Für den Fall ist die Kripo in Buxton zuständig, aber Andy hat um mehr gebeten, und das werden wir ihm geben. Er hat ausdrücklich nach Ihnen gefragt.«

»Nach mir?«

»Ganz recht. Sie mögen ihn im Laufe der Jahre aus den Augen verloren haben, er Sie aber offensichtlich nicht.« Webberly klemmte sich seine Zigarre wieder zwischen die Lippen, während er auf seine Notizen hinuntersah. »Einer unserer Pathologen ist bereits unterwegs, um die Autopsie vorzunehmen. Irgendwann im Laufe des heutigen Tages. Der zuständige Beamte in Buxton ist ein gewisser Peter Hanken. Er ist darüber unterrichtet, dass Andy einer von uns war, aber mehr weiß er nicht.« Er nahm die Zigarre wieder aus dem Mund und hielt den Blick auf sie gerichtet, anstatt Lynley anzusehen, als er sagte: »Tommy, ich will Ihnen nichts vormachen. Die Geschichte könnte heikel werden. Die Tatsache, dass Andy Sie persönlich angefordert hat ...« Er zögerte und schloss mit den Worten: »Halten Sie auf jeden Fall die Augen offen, und seien Sie vorsichtig.«

Lynley nickte. Es war eine ungewöhnliche Situation. Er konnte sich nicht erinnern, dass einem Angehörigen eines Mordopfers je zugestanden worden war, selbst darüber zu bestimmen, wer die Untersuchung des Verbrechens leiten sollte. Wenn man Andy Maiden diese Freiheit eingeräumt hatte, ließ das auf weitrei-

chende Verbindungen schließen, die Lynley unter Umständen bei seiner Ermittlungsarbeit in die Quere kommen konnten.

Er konnte den Fall nicht allein übernehmen und wusste, dass Webberly das auch nicht von ihm erwartete. Aber da ihm ziemlich klar war, wen der Superintendent ihm als Partner zuweisen würde, wollte er nicht erst auf seinen Vorschlag warten. Sie war noch nicht so weit. Er selbst im Übrigen auch nicht.

»Ich würde mir gern den Dienstplan ansehen, um zu entscheiden, wen ich mitnehme«, sagte er. »Andy war immerhin mal bei der SO10, da brauchen wir jemanden mit Fingerspitzengefühl.«

Webberly sah ihn an. Fünfzehn lange Sekunden verstrichen, ehe er sprach. »Sie wissen am besten, mit wem Sie zusammenarbeiten können, Tommy«, sagte er schließlich.

Und Lynley nickte. »Danke, Sir. Das ist richtig.«

Barbara Havers fuhr in die Kantine in der vierten Etage und holte sich an der Theke eine Gemüsesuppe. Aber sie konnte nicht essen. Sie hatte die ganze Zeit das Gefühl, ein Plakat mit der Aufschrift »Ausgestoßene« um den Hals hängen zu haben. Sie saß allein. Jedes grüßende Nicken vorüberkommender Kollegen schien nur schweigende Verachtung auszudrücken. Und obwohl sie versuchte, sich innerlich Mut zuzusprechen, obwohl sie sich immer wieder versicherte, dass zu diesem Zeitpunkt noch niemand von ihrer dienstlichen Rückstufung, ihrer Schande und der Auflösung ihrer Partnerschaft wissen könne, empfand sie alle Unterhaltungen um sich herum – besonders jene, die von Gelächter begleitet waren – als blanken Hohn.

Zum Teufel mit der Suppe. Zum Teufel mit dem Yard. Sie meldete sich ab – die Krankmeldung würde denjenigen, die in ihr einen verderblichen Einfluss sahen, wahrscheinlich sowieso äußerst gelegen kommen – und fuhr in die Tiefgarage, wo ihr Mini stand. Ein Teil ihres Selbst beschuldigte sie des Verfolgungswahns und der Dummheit. Der andere war gefangen in einer endlosen Wiederholung ihrer letzten Auseinandersetzung mit Lynley und quälenden Überlegungen, was sie hätte sagen können, wollen oder sollen, nachdem sie das Ergebnis seiner Besprechung mit Webberly erfahren hatte.

In dieser Gemütsverfassung wurde ihr erst nach einer Weile

bewusst, dass sie gar nicht auf dem Weg nach Hause war, sondern am Millbank die Themse entlangbrauste. Wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen fuhr ihr kleiner Wagen die Grosvenor Road hinauf und am Battersea-Kraftwerk vorüber, während sie im Geist eine Attacke gegen Lynley ritt. Sie fühlte sich wie ein zersplitterter Spiegel, nutzlos, aber gefährlich in ihrer scharfkantigen Zerbrochenheit. Wie leicht es Lynley gefallen war, sich von ihr zu distanzieren. Und wie blauäugig von ihr, wochenlang zu glauben, er stünde auf ihrer Seite.

Es war Lynley offensichtlich noch nicht genug gewesen, dass sie von einem Mann, den sie beide seit Jahren verachteten, auf einen rangniedrigeren Posten versetzt, gemäßregelt und gedemütigt worden war. So wie es schien, hatte er auch noch eine Gelegenheit gebraucht, sie persönlich zu strafen. Aber da lag er falsch, total falsch. Und sie brauchte sofort einen Verbündeten, der ihr recht geben und sie unterstützen würde.

Und sie glaubte zu wissen, wo sie einen solchen Verbündeten finden konnte. Er wohnte in Chelsea, keine zwei Kilometer entfernt.

Simon St. James war Lynleys ältester Freund. Die beiden kannten sich aus der Zeit, als sie gemeinsam in Eton gewesen waren. Heute war er als Gerichtschemiker und Gutachter tätig und wurde bei Strafprozessen ebenso regelmäßig von der Kronanwaltschaft wie von der Verteidigung zur Untermauerung ihrer Beweisführung zugezogen, wenn diese sich weniger auf die Aussagen von Augenzeugen als auf Indizien stützte. Im Gegensatz zu Lynley war er ein rational denkender Mensch, der die Fähigkeit besaß, Abstand zu nehmen und sachlich und leidenschaftslos zu beobachten, ohne sich in die jeweilige Angelegenheit verwickeln zu lassen. Er war genau der Mann, den sie jetzt brauchte. Er würde Lynleys Handeln als das erkennen, was es war.

Über ihren hitzigen gedanklichen Debatten vergaß Barbara zu bedenken, dass St. James möglicherweise nicht allein in seinem Haus in der Cheyne Row in Chelsea sein würde. Aber die Anwesenheit seiner Frau – die oben unter dem Dach in ihrer Dunkelkammer gleich neben seinem Labor arbeitete – machte die Situation nicht annähernd so kitzlig wie die Gegenwart von St. James' Assistentin, von der Barbara jedoch erst erfuhr, als sie hinter

Joseph Cotter, St. James' Schwiegervater, Koch und Butler, die Treppe hinaufstieg.

»Sie sind alle drei bei der Arbeit«, bemerkte Cotter, »aber es ist sowieso Zeit für die Mittagspause, und Lady Helen wird für die Unterbrechung sicher dankbar sein. Sie legt Wert auf regelmäßige Mahlzeiten. Das war immer schon so, und daran hat sich auch mit der Ehe nichts geändert.«

Barbara blieb auf dem Treppenabsatz stehen. »Helen ist hier?«

»O ja.« Und Cotter fügte mit einem Lächeln hinzu: »Es ist schön zu wissen, dass manche Dinge immer gleich bleiben, nicht?«

»Ach, verdammt«, murmelte Barbara unterdrückt.

Helen war nämlich zugleich die Countess of Asherton und Ehefrau Thomas Lynleys, der – obwohl er kein Hehl daraus machte, dass es ihm anders lieber gewesen wäre – bei gewissen offiziellen Anlässen nicht umhinkonnte, seinem Titel gerecht zu werden und den hochwohlgeborenen Earl in Samt und Hermelin zu spielen. Barbara konnte kaum erwarten, dass St. James und seine Frau in Helens Beisein in Schimpftiraden über Lynley einstimmen würden. Nein, unter diesen Umständen war es ratsamer, unverzüglich den Rückzug anzutreten.

Sie wollte gerade kehrtmachen, als Helen oben im Flur erschien und lachend in Richtung Labor rief: »Schon gut, schon gut, ich hole eine neue Rolle. Aber wenn du dich entschließen könntest, den Sprung in moderne Zeiten zu wagen und endlich ein neues Gerät zu kaufen, würde uns das Faxpapier nie mehr ausgehen. Ich hätte eigentlich gedacht, dass dir so was gelegentlich auffallen würde, Simon.« Sie wandte sich von der Tür ab und sah, als sie die Treppe herunterkam, Barbara unten stehen. Ihr Gesicht leuchtete auf. Es war ein schönes Gesicht, nicht hübsch im landläufigen Sinn, aber ruhig und strahlend, von kastanienbraunem Haar umrahmt.

»Das ist aber eine Überraschung! Wie schön! Simon, Deborah! Wir haben Besuch. Jetzt müssen wir wirklich Mittagspause machen. Wie geht es Ihnen, Barbara? Warum haben Sie sich denn in diesen ganzen Wochen nie mal blicken lassen?«

Flucht war nicht mehr möglich. Barbara nickte Cotter dankend zu, der zum Labor hinaufrief: »Ich lege noch ein Gedeck

auf«, und sich zurückzog. Barbara ergriff Helens ausgestreckte Hand. Aus dem Händedruck wurde eine flüchtige Umarmung mit einem kurzen Kuss auf die Wange, eine so herzliche Begrüßung, dass Barbara klar war, dass Lynley mit seiner Frau noch nicht über die neuesten Ereignisse im Yard gesprochen hatte.

»Erstklassiges Timing, Barbara«, sagte Helen. »Sie haben mir soeben einen Marsch in die King's Road erspart, um Faxpapier zu besorgen. Ich komme fast um vor Hunger, aber Sie kennen ja Simon. Warum sich mit solchen Trivialitäten wie Essen aufhalten, wenn man noch ein paar Stunden länger schufteln kann? – Simon, trenn dich von deinem Mikroskop. Hier gibt's Interessanteres zu sehen als Hautfetzchen unterm Fingernagel.«

Barbara folgte Helen ins Labor, wo St. James seine Untersuchungen anstellte, Gutachten und Aufsätze für Fachzeitschriften schrieb und sich auf seine Seminare am Royal College of Science vorbereitete, an das er vor kurzem als Dozent berufen worden war. Im Moment schien er sich als Gutachter zu betätigen: Er saß auf einem Hocker an einem der Arbeitstische und war dabei, Objektträger, die er einem Umschlag entnommen hatte, zu ordnen. Die soeben erwähnten »Hautfetzchen unterm Fingernagel«, wie Barbara vermutete.

St. James war ein ziemlich unattraktiver Mann, schon lange nicht mehr der unbekümmert lachende junge Kricketspieler von einst, sondern ein Invalide, behindert durch eine Beinschiene, die seine Bewegungen schwerfällig und ungelenkt machte. Das Anziehendste an ihm waren sein Haar, das er ohne Rücksicht auf die jeweilige Mode stets überlang trug, und seine Augen, die zwischen Grau und Blau changierten, je nach der Farbe seiner Kleidung, der er herzlich wenig Aufmerksamkeit schenkte. Er sah vom Mikroskop auf, als Barbara ins Labor trat. Ein Lächeln erhellte das zerfurchte, kantige Gesicht.

»Barbara! Hallo!« Er ließ sich von seinem Hocker gleiten und ging auf Barbara zu, um sie zu begrüßen, während er seiner Frau zurief, dass Barbara Havers gekommen sei. Am anderen Ende des Raums wurde eine Tür aufgestoßen. St. James' Frau stand, in abgeschnittene Jeans und ein olivgrünes T-Shirt gekleidet, unter einer Reihe fotografischer Vergrößerungen, die noch tropfend an einer Leine quer durch die Dunkelkammer aufgehängt waren.



